

Joseph Speckbacher und sein Sohn Andreas.

Von

A. W. Grube.

Mit Original-zeichnungen von F. W. Heine.



Sieh dir zuwörderst, mein lieber Leser, die beistehende Bignette recht genau an! Auf den ersten Blick möchtest du versucht sein, den großen, schlanken und doch sehr stark und kräftig

Die fest geschlossenen Lippen verrathen eine große Festigkeit des Charakters. Ein stolzes Selbstbewußtsein, Vertrauen auf die eigene Kraft und — doch kein Uebermuth, vielmehr ein vorsichtiges Lauschen in etwas vorgebeugter Haltung, denn der Mann hat schon manche Gefahr bestanden, in schwierigen Lagen seinen Muth und seine Klugheit erprobt: sieh, das alles liegt in seinem Gesicht, in seiner Haltung und ganzen Erscheinung, das alles hat ihn allerdings zu einem Hauptmann gemacht, aber zu einem Hauptmann des biederen tyroler Volks, zu einem Kriegsobersten des Landsturms vom Jahre 1809.

gebauten Mann in seinen langen, etwas wild herabhängenden Haaren, bedeckt von einem absonderlich nur auf einer Seite aufgeträmpelten, phantastisch mit Federbusch und allerlei Zier herausgeputzten Hute, bekleidet mit einem eben so sonderbaren Ueberrock, auf welchem ein kurzer Regenbogen sitzt, an der Seite einen etwas altmodischen Säbel, die Linke auf dem Stutzen, während die Rechte schützend den Knaben umfaßt; ich sage, du möchtest diesen Mann mit den kühn und scharf blickenden Augen, mit der römischen Adlernase und den fest geschlossenen Lippen, wie er da entschlossen und durchdringenden Blickes in die Ferne schaut, bereit zum Angriff oder zur Vertheidigung, je nachdem, — wohl für einen Räuberhauptmann halten, für einen Mann, mit welchem du im entlegenen Bergthal oder stillen Walde nicht gern zusammen treffen möchtest. Als ich das Bild zum ersten Mal sah, da kamen mir selber solche Gedanken von kühnen Räubern, welche in Höhlen und Klüften des grünen Waldes hausen und dann plötzlich aus ihrem Versteck auf die von Furcht und Schrecken gelähmten Wanderer los stürzen. So etwa hatte sich meine Kinderphantasie den Karl Moor in Schiller's Räubern gedacht!

Nun aber sieh dir den Ausdruck des Gesichts noch einmal ordentlich an! Klugheit, Entschlossenheit, Mannesmuth und Manneskraft, ja! aber auch etwas Bornehmes in den Zügen, eine Anlage zum Herrscher.

Lassen wir den Schützen-Hauptmann und Commandanten Speckbacher seinen sonderbaren Mantel, den er ohnehin nur bei nächtlicher Bewacht in der Unbill der Witterung hin und wieder anzog — später erschien er in der Militäruniform der österreichischen Kaiserjäger — lassen wir ihn diesen Mantel abziehen, und der „Mann von Rinn“ steht in der malerischen schönen Tracht der Unter-Inn-Thaler vor uns: im kurzen braunen Rodenrock, im hellen Brustkleid („Leibstüchel“), über das sich ein breiter grüner Hosenträger mit Randverzierung schlingt, in kurzen schwarzledernen Hosen, welche die Bewegung des Knies frei lassen, in langen Wollstrümpfen, welche die wohlgerundeten tyroler Waden zeigen, und in kurzen Schnürstiefeln. Der grün gefütterte Filzhut ist außer dem Rautenkraut, Rußbaum- und Ahornlaub mit Spielhahnsfedern und einem Federbusch geziert, den allein die Schützen-Hauptleute (nebst dem Degen an der Seite) tragen dürfen. Der große Säbel Speckbachers (den er später mit einem eroberten Offizierdegen vertauschte) — er ist im Innsbrucker Museum aufbewahrt — hing an einer schwarzledernen Kuppel, auf deren Mitte eine kleine Platte von Messing mit dem österreichischen Doppeladler angebracht war.

Auf dem breiten Gurt des „Anderl“, Speckbacher's jungen heldenmüthigen Sohnes, erblickst du zwischen der Jahreszahl 1809 ein A. und S., Vor-

Anmerkung. In einem der ersten Hefte der „Deutschen Jugend“ theilten wir einige Züge aus der Geschichte des Andreas Speckbacher mit und versprachen Ausführlicheres von dem Leben unsrer beiden Helden und ihrer Zeit zu bringen, welches Versprechen wir hiermit einlösen.

und Zunamen des Besitzers. Der kleine kriegslustige „Bub“ trägt auch bereits seinen Stutzen, und wie schön und stattlich sich die Tyroler Volkstracht ausnimmt, kannst du an diesem wirklich schönen Knaben sehen, der, stolz einen solchen Heldenvater zu haben, muthig und frei, klugen und sicheren Blickes in die Welt hinaus schaut, bereit, alle Wagnisse und Fahrnisse des Krieges zu theilen.

Von beiden, Vater und Sohn, will ich dir nun einige Stücklein erzählen, an welchen du dich erfreuen magst und an denen du erkennen wirst, daß wir es da mit urgermanischem Heldenblut, mit deutscher Kraft und Tüchtigkeit zu thun haben, die keinem der vielen deutschen Stämme fehlt, mögen sie nun an den Gestaden der Nord- und Ostsee, oder in den Thälern Tyrols umringt von himmelhohen Bergen wohnen.

Joseph Speckbacher wurde am 13. Juli 1767 auf den waldigen Vorbergen des linken Innufers, im Dorfe Gnadenwald auf dem Gute Unterspeck von ehrsamem und nicht unbemitteltem Bauersleuten geboren. Sein Vater lieferte das Salz in die Saline des eine Stunde entfernten Städtchens Hall. Die Unternehmungs- und Kriegslust des Großvaters schien auf den Enkel übergegangen zu sein; denn der „Seppel“ zeigte sich schon früh als ein sehr unfteter, verwegener und lecker Bursch, mit dem, wie er später selbst bemerkte, die Eltern viel Kreuz hatten. Da er noch überdies dieselben in zarter Kindheit verlor und noch sieben andere Geschwister zu erziehen waren, so konnten seine Verwandten ihn nicht immer unter Augen haben, und das junge Reis wuchs frei und unbeschnitten empor, so viel und gut es wachsen wollte.

Vom Lernen in der Schule war beim Seppel wenig die Rede; sein Sinn war auf das Umherstreifen in der freien Natur gestellt, und da lernte er allerdings auch Manches, was nicht zu verachten ist. Er lernte Weg und Steg, Fels und Wald kennen und was darin fleucht und kreucht, — lernte dem Winde und Wetter, dem Hunger und der Entbehrung jeder Bequemlichkeit Trotz bieten und mancher Gefahr in's Antlitz schauen. Schon als zwölfjähriger Knabe hatte er für sich allein, ohne Jemand zum Mitwisser zu machen, einem mächtigen Lämmergeier nachgestellt und ihn richtig in einer Falle gefangen. Als er den großen starken Vogel aus seiner Fessel lösen wollte, um ihn heim zu tragen, empfing er von demselben solche Hiebe mit Schnabel und Flügeln und Klauen, daß ihm das Blut vom Gesicht und von den Händen rann; er aber ließ nicht los und ward des Raubvogels Meister.

Zum Jüngling herangewachsen, unternahm er, von seinem treuen Hunde begleitet, immer weitere

Streifzüge bis weit auf die Felshöhen des Karwendel- oder Wetterstein-Gebirges, und es war für ihn zu reizend, einen Gems- oder Rehbock zu schießen, als daß er nicht der Versuchung zum „Wildern“ (Wildschützenleben) nachgegeben hätte. Als Proviant nahm er etwas Maismehl und Schmalz oder auch nur einen Laib Brod in seinen leinenen Quersack, und fristete damit sein Leben eine ganze Woche lang. Eine Sennhütte, durch welche der Wind pfiff, oder auch nur eine Felshöhle, in die er etwas Reifig und trockenes Laub getragen, bot ihm Nachts ein Obdach.

Einstmals war er so glücklich einen furchtbaren Raubbären zu erlegen, der in den Schaf- und Rinderheerden der Alpen schon viel Verwüstung angerichtet und auf dessen Erlegung man einen Preis gesetzt hatte. Er lud seine Jagdbeute auf einen Karren und zog mit demselben triumphirend in den nächsten Gerichtsort ein, wo man ihm auch richtig die ausgesetzte Prämie zahlte.

Träge im Wirthshaus zu sitzen und unter großsprecherischen Reden zu zechen, war nie seine Sache. Er war ein Mann der That und machte nicht viel Worte, vermied auch, wenn es möglich war, den Streit und die Kauferei. Wenn man ihn aber händeln wollte und seiner Ehre nahe trat, dann schlug er zornig drein und zeigte sich als einen der stärksten und gewandtesten Käufer des Innthals, vor welchem auch die geübtesten „Kobler“ bald Respekt bekamen.

Seine liebste, genußreichste Unterhaltung war die Gemsjagd. Nicht selten trieb ihn die Hitze bei Verfolgung des Wildes über die bayrische Grenze und er lief dann Gefahr, von bayrischen Jägern gefangen oder erschossen zu werden. So kam er auch einmal bei schon vorgerückter Herbstzeit in das Felsgeklüft des hinteren Riesbaches, der in das bayrische Nharthal mündet. Sein Hund, der allezeit getreue Gehülfe, war einer Gemse auf der Spur, die er festhielt und bald bis in die Nharberge verfolgt hatte. Dort ward das flüchtige Thier von der nie fehlenden Kugel des sicheren Schützen getroffen, der seine Beute auf die Schultern nahm und raschen Schrittes den Rückweg antrat.

Von der Last und dem langen Wege ermüdet, lehrte er dann in einer verlassenem Alphütte ein, in welche er sich schon öfter zurückgezogen hatte, obwohl sie noch auf bayrischem Gebiete lag. Dort wollte er sich durch eine lang entbehrte Mahlzeit stärken und einen sogenannten „Schmarn“*) bereiten.

*) Natürlich von der einfachsten Art, aus Mehl, Wasser und Schmalz. Die feineren Schmarn erhalten den schmackhaften Zusatz von Milch und Eiern.

Er legte sein Jagdgewehr, seinen Bergstock und seine Gemse ab, zündete ein Feuer an und schon brodelte das Schmalz in der kleinen Pfanne — die er als einziges Kochgeräth immer auf seinem Rücken trug — als sein Hund anschlug. Rasch griff er nach seinem Stutzen, doch es war schon zu spät. Drei bayrische Jäger sprangen auf ihn ein, warfen ihn zu Boden und banden ihm Hände und Füße. Verzweiflung überkam den stolzen freien Sohn der Berge, der sich so unerwartet gefesselt sah; doch nur auf wenige Minuten. Mit schneller Geistesgegenwart hatte er sich gefaßt, und gedachte, was mit Kraft nicht zu erreichen war, mit List zu gewinnen. Er bat ganz demüthig die Jäger, sie möchten ihm nur die Gunst erweisen, sein Mittagsmahl verzehren zu dürfen; es sei ja ohnehin das letzte, das er noch außer dem Gefängniß zu sich nehmen könne.

Die drei Jägerburschen, welche nicht ahnten, daß sie den berühmten und berüchtigten Speckbacher vor sich hatten, waren gutmüthig genug, ihm die Fesseln wieder abzunehmen. Kaum fühlte er sich frei, so ergriff er die Pfanne mit dem siedenden Fett, schleuderte dieß den dreien in's Gesicht, ergriff dann den nächsten Jägerstutzen und schlug mit dem Kolben den verblüfften Forstmännern so um die Köpfe, daß diese nach rechts und links taumelten; er selber aber entwich mit schnellen Sprüngen und war bald wieder auf tyroler Boden. Zu bedauern bleibt es, daß an diesem kühnen Abenteuer eine Unwahrheit haftet.

Schmerzlich berührte ihn bald darauf die Kunde, daß einer seiner besten Freunde und Jagdgenossen, Namens Staudacher, von den bayrischen Jägern erwischt, gebunden und, da er vielleicht einen Versuch sich zu befreien machte, erschossen worden sei — wahrscheinlich als Sühnopfer für den ihnen entgangenen Raubschützen Speckbacher.

Dieß Ereigniß machte auf sein Gemüth einen tiefen Eindruck und pflanzte darin ein fruchtbares Samentorn des Hasses gegen die Bayern, das später üppig genug in's Kraut schoß.

Was aber sonst keine andere Macht zu Stande gebracht haben würde, um den wilden Natursohn zu bändigen und völlig zahm zu machen, das vermochte die wachsende Zuneigung zu einem braven, tüchtigen Mädchen. Auf einer Kirchweih zu Lans, einem Dorfe des Innsbrucker Mittelgebirges, lernte er eine schmecke, sittsame Jungfrau kennen, Marie Schmiederer von Rinn. Diese hatte von den kühnen Thaten und Abenteuern des jungen Necken schon allerlei vernommen und auf den schönen stattlichen Jüngling mit Wohlgefallen geblickt.

Von Stund' an war Joseph Speckbacher wie umgewandelt; er hing sein Jagdgewehr an den Nagel und nahm in der Saline von Hall als Holzarbeiter Dienst. Von dort stieg er öfters zum Wallfahrtskirchlein auf der Höhe des Judensteins empor, in dessen Nähe Mariens Heimwesen stand und wo er sie selber zu sehen die frohe Hoffnung hatte. Er traf sie auch bald, wasserschöpfend, am nahen Brunnen. Gern hätte er ihr dort gleich seine Liebe gestanden, doch seine gewohnte Raschheit und Entschlossenheit hatte ihn plötzlich verlassen — er erröthete und blieb stumm.

Nicht lange nachher aber faßte er sich ein Herz und ging geraden Wegs nach Rinn in das Haus der verwittweten Frau Schmiederer, um bei ihr um die Tochter anzuhalten. Die sehr fromme und gestrenge Frau wollte jedoch von einer Verbindung ihrer Marie mit einem heimathlosen Wildfang, der überdieß nur höchst selten in die Kirche komme, nichts wissen, und wurde erst milder gestimmt, als sie vernahm, Joseph sei ein sehr tüchtiger Arbeiter geworden, mit welchem seine Vorgesetzten in Hall wohl zufrieden seien. Seine beste Fürsprecherin war natürlich die ihm holde Jungfrau selber, und da nun „der Seppel“ fleißig zur Kirche ging, sogar seine Freistunden benutzte, um noch ordentlich lesen und schreiben zu lernen: so gab sie nach einer nicht allzulangen Prüfungszeit ihre Zustimmung zu der Heirath, welche den jungen Mann zum wohlhabenden Besitzer eines einträglichen „Heimwesens“ in der Gemeinde Rinn machte.

Das war um das Jahr 1794. Die Heirath erwies sich als eine sehr glückliche. Joseph Speckbacher war so fleißig und wirthschaftlich und bewies überall einen so richtigen Verstand, daß er schon nach wenigen Jahren einstimmig zum Mitglied des Gemeinderaths erwählt wurde. Hin und wieder nahm er auch seinen Stutzen zur Hand, wenn es galt, ein Raubthier zu erlegen. Bald sollte er denselben in heißeren Kämpfen brauchen; denn schon im Jahre 1797 schlugen die Wogen der französischen Revolution auch in die stillen Thäler des tyroler Alpenlandes hinein.

2.

Im Jahre 1796 hatte der junge französische General Bonaparte seinen ersten Feldzug in Oberitalien glücklich vollendet und die Oestreicher bei Lodi und Arcole geschlagen. Um dessen Kriegsoperationen zu unterstützen, war General Zoubert mit einem

Truppcorps in Tyrol eingefallen. Der Besitz der alten Brennerstraße, welche über Brixen nach Innsbruck zieht und die Po-Ebene mit dem Donaubecken verbindet, war den Franzosen um so wichtiger, als Bayern damals noch mit Oestreich verbündet war.

Auf den Höhen des Dorfes Spings, nördlich von Brixen, hatten im März 1797 die französischen Truppen sich festgesetzt. Da wurden in den umliegenden Dörfern die Sturmglocken geläutet, von allen Seiten strömten die Landesschützen herzu und sammelten sich unter dem Commando eines Innsbrucker Advokaten, des Herrn von Wörndle. Am blutigsten wurde um den Besitz des hochgelegenen Friedhofs gestritten; löwenmuthig stürzten sich endlich die tyroler Männer mit dem Rufe: Niederschlag'n! niederschlag'n! auf die französischen Bajonnette und warfen den Feind bis Mühlbach in's Thal hinunter.

Speckbacher hatte als Gemeiner wacker mit gekämpft und lehrte unverfehrt heim. Nicht lange nach diesem blutigen Strauß schenkte ihm der Himmel ein Söhnlein, das nach dem Schutzheiligen der Gemeinde Kinn Andreas getauft wurde. Das Büblein war das Ebenbild des Vaters, und dieser hatte keine größere Freude, als wenn er, Abends von schwerer Arbeit heimgekehrt, seinen Anderl auf den Knien schaukeln konnte.

Bis zum Jahre 1800 hatten die Tyroler Ruhe; dann galt es abermals einen Streifzug gegen die Franzosen, die, geleitet von ihrem stets siegreichen General Bonaparte, für Deutschland und Oestreich immer gefährlicher wurden. Im Jahre 1804 hatte sich Bonaparte als Napoleon I. die Kaiserkrone aufs Haupt setzen lassen und einen neuen Krieg gegen Oestreich und das deutsche Reich begonnen. Eine französische Heeresabtheilung drang abermals in Tyrol ein, und zur Vertheidigung des Grenzpasses Scharnitz zog ihr die Miliz von Innsbruck — zu der auch Speckbacher sich gestellt hatte — entgegen. Marschall Ney mit 10,000 Mann durchbrach den Paß, in Folge der Sorglosigkeit des östreichischen Posten-Commandanten. Speckbacher, mit weitschauendem Blick und genauer Ortskenntniß, hatte den einzig richtigen Rath ertheilt, den größten Theil der Mannschaft mit Zurücklassung der Geschütze und des Gepäcks schnell über das Haller Salzgebirge nach der Stadt Hall zu führen; allein der östreichische Befehlshaber wollte sich nach altem Schlandrian von seinem Gepäc nicht trennen und verlor somit Beides, das Geschütz und die Mannschaft, welche nun von den Franzosen umzingelt wurde.

Oestreich verlor im Frieden zu Presburg (26. December 1805) Venedig und Tyrol, welches letztere

an Bayern kam, das durch Napoleon zu einem Königreiche erhoben wurde und fortan es mit den Franzosen hielt.

Die Tyroler waren nun bayrisch geworden — im Herzen aber gut östreichisch geblieben. Obwohl sie es unter bayrischem Scepter durchaus nicht schlecht hatten und namentlich der gute König Max Joseph Alles aufbot, sich die Zuneigung der neuen Unterthanen, auf die er große Stücke hielt, zu erwerben, so war doch den Tyrolern Alles, was mit dem „Bonaparte“ zusammenhing, verhaßt und die bayrischen „Schreiber“, wie sie die neuen Beamten nannten, waren ihnen auch sehr unbequem, weil sie Dieß und Jenes im Lande ändern wollten.

Der Gewaltherrscher Napoleon, welcher alle Völker Europa's wie eine Heerde Schafe über Einen Kamm scheeren wollte, sollte bald genug erfahren, was auch ein armes und wenig zahlreiches Volk, wie die Tyroler, vermag, wenn es sich wider die Fremdherrschaft erhebt, die man ihm aufgedrungen hat.

Im Jahre 1808 hatte das spanische Volk, von den Engländern unterstützt, auf der ganzen Halbinsel den Kampf gegen die französischen Heere begonnen und im kleinen (Guerilla-) Kriege große Vortheile gegen die französischen Heere gewonnen.

Im Jahre 1809 wollte auch Oestreich auf's neue sich gegen die Napoleonsche Uebermacht erheben und das tyroler Volk sollte die Operationen der kaiserlichen Heere wirksam unterstützen.

Ein ehrenhafter, eben so muthiger als frommer tyroler Landmann, der Sandwirth Andreas Hofer aus dem Thale Passeyer, wurde nach Wien berufen und in den Kriegsplan eingeweiht. Auf seiner Rückreise im Februar 1809 ging Hofer über Hall und kam dort mit Joseph Speckbacher und noch einem Patrioten, Joseph Straub, dem Gastwirth zur Krone, zusammen, um sie in das „Staatsgeheimniß“ einzuweihen und ihnen das Commando über die streitbare Mannschaft des Innthals zu übertragen. Die drei kräftigen Männer reichten sich die Hand zum Bunde, entschlossen, loszuschlagen, „wenn's Zeit sei“.

In Wien war der 9. April als der Tag des Aufstandes festgesetzt; an diesem Tage wollte Oestreich an Frankreich den Krieg erklären. Doch bereits am 7. April schickte Hofer eine Botschaft an Speckbacher, „es sei Zeit“. Als bald ließ Speckbacher die verabredeten Signale ausführen. Gedruckte Aufrufe (Proclamationen) an das tyroler Volk — sie waren vom Freiherrn von Hormayr verfaßt — wurden vertheilt; am 8. April schwamm ein Holzbret mit einem kleinen rothen Fähnlein darauf den Innfluß hinab und in der Nacht auf den 9. flammten auf weit

sichtbaren Berghöhen die Feuerzeichen. Auch Blut, Mehl und Sägespähne wurden in die Wellen des Inn geworfen, der diese stumme Botschaft weithin trug.

Die ersten Schüsse der Tyroler auf die bayrischen Soldaten fielen am 10. April an der St. Lorenzbrücke im Pustertthal, als bei Annäherung eines österreichischen Truppenkörpers unter dem Feldmarschall-Lieutenant Marquis Chasteler diese Brücke abgebrochen werden sollte. Da kamen die tyroler Bauern mit Stützen und Mistgabeln bewaffnet eilends herbei und warfen die bayrische Abtheilung auf Sterzing zurück. Dort war aber auch schon der Sturm losgebrochen und den beiden bayrischen Compagnien blieb nichts übrig, als sich auf den Mooswiesen im Carré aufzustellen, durch zwei Kanonen gedeckt. Mannhaft kämpften sie den ganzen Vormittag, bis die Passeyerer unter Andreas Hofer ihnen auf den Leib rückten. Diese, um sich vor den Kanonenkugeln zu schützen, schoben als bewegliche Schanze einen Feuerwagen vor sich her, bis sie mit ihren Schießgewehren den bayrischen Kanonieren beikommen konnten.

Speckbacher machte sich am 9. April nach Hall, wo bayrische Garnison lag, auf den Weg, um die feindlichen Munitionsvorräthe auszukundschaften. Die Wachen waren aber dort verdoppelt und er versuchte es sie zu täuschen, indem er sich betrunken stellte und auf die Breterverschläge losstauelte, welche die Kriegsvorräthe einschlossen. Bis die Wache herbeieilte, um ihn von der Planke zu vertreiben, hatte er bereits durch die Fugen gesehen.

In zwei Tagen war das Landvolf auf beiden Ufern des Inn allarmirt; Speckbacher, die Seele des Aufstandes in Nordtyrol, war überall gegenwärtig. Die Bayern hatten keine Ahnung von dem, was um sie her vorging. Am 10. April Morgens nahm er den bayrischen Vorposten auf der Brücke des Dorfes Volbers gefangen; ein zweiter, der ihn ersetzen wollte, rettete sich mit Noth in ein benachbartes Kloster. Bevor Speckbacher diesem kleinen Trupp (sechzig Mann und zwei Offiziere) weiter zusetzte, entwarf er einen geschickten Operationsplan, um sich in den Besitz des Städtchens Hall zu setzen und damit der etwa aus Innsbruck sich zurückziehenden bayrischen Garnison den Weg zu verlegen. Er verabredete mit dem Wirth von Volbers, daß in folgender Nacht auf den Höhen des rechten Innufers recht viele Feuer angezündet werden sollten, um die Aufmerksamkeit des Feindes nach dieser Seite zu lenken. Auch sollte dort während der ganzen Nacht Sturm geläutet werden. Wollte der Posten, der sich in das Kloster von Volbers geflüchtet hatte, sich nicht

ergeben, so solle man mit einem Baumstamm die Klosterpforte einrennen.

Während dieser Plan pünktlich ausgeführt wurde, setzte Speckbacher mit seinem getreuen Knecht Zoppel im Dunkel der Nacht über den Inn und nahm seinen Weg nach Absam, überall die waffenfähige Mannschaft aufbietend. Bald hatte er die sturmbereite Schaar beisammen und stand mit derselben um drei Uhr Morgens vor dem Absamer Thor des Städtchens Hall. Um vier Uhr beim Ave-Maria-Läuten wurde das Thor auf dieser Seite, auf der man nichts Schlimmes befürchtete, geöffnet. Kaum waren die Thorflügel in Bewegung, so stürzte Speckbacher mit seinem Streithaufen in die Stadt und nahm die überraschte Thorwache gefangen, und die kleine Besatzung mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Speckbacher überließ seinem Kampfgenossen, dem Schützenhauptmann Straub, das Commando in Hall und eilte mit den verwegenen und raschesten seiner Leute nach Innsbruck, von wo immer stärkerer Kanonendonner herüberscholl. Doch kaum hatten sie die Loretto-Kapelle erreicht, so sahen sie schon eine Abtheilung fliehender bayrischer Dragoner ihnen entgegenzuziehen. Sogleich stellte Speckbacher seine Leute zum Angriff und Straub zog ihnen mit einer Abtheilung aus Hall zu Hülfe. Der bayrische Offizier (Major Graf von Erbach), welcher Hall noch unbesetzt glaubte, erschrak; der Gegend unkundig, schien es ihm unmöglich, seitwärts von Hall sich durchzuschlagen, und so ergab er sich mit seinen hundert Reitern, die nun nebst anderen Gefangenen zu Fuß nach Schwaz wandern mußten, von wo man eine Abtheilung österreichischer Truppen erwartete.

Rasch setzte Speckbacher mit den Seinigen den Weg nach Innsbruck fort; schon an der Mühlauer Brücke wurde ihm gemeldet, daß bereits um acht Uhr Morgens die Innbrücke von den Oberinnthalern und Hüttinger Bauern mit Sturm genommen sei; von allen Seiten waren die Landleute in die offene Landeshauptstadt gedrungen, die Hauptwache war von den Patrioten besetzt und der bayrische General Rinkel gefangen genommen.

Dasselbe Schicksal hatten die auf Innsbruck sich zurückziehenden 1800 Franzosen und 200 Bayern unter General Biffon, die schnell umzingelt und von Speckbacher im Rücken gefaßt wurden. Der kühne Major Teimer nöthigte durch sein entschiedenes Auftreten den plötzlich kleinlaut und feige gewordenen französischen Commandanten zu unbedingter Unterwerfung. Als die österreichischen Truppen unter ihrem Obercommandanten Chasteler in Innsbruck einzogen, fanden sie das Werk von den tyroler Landleuten gethan.

3.

Der Freudenrausch, der durch ganz Tyrol ging, sollte aber bald einer ernstern Stimmung weichen. Die braven Tyroler, die mit solchem HelDENmuth den schweren Kampf begonnen hatten, wurden von Oestreich im Stich gelassen. Die Hauptarmee unter Erzherzog Karl wurde in den blutigen Schlachten bei Abensberg, Eggmühl und Regensburg (20. 22. 23. April) von Napoleon geschlagen, der Erzherzog nach Böhmen zurückgeworfen. Um den tyroler Aufstand mit Gewalt niederzuschlagen, ließ Napoleon den Marschall Lefebvre, Herzog von Danzig, mit einem starken Armee-Corps von Salzburg aus nach Tyrol vorrücken. Am 10 Mai ging General Brede mit 14,000 Mann auserlesener Kerntruppen — leider mußten in den Napoleonischen Feldzügen immer Deutsche gegen Deutsche ihr Blut vergießen und den Kampf entscheiden! — gegen den Paß Strub vor, wo nur eine Compagnie Oestreicher und nur zwei Compagnien Landeschützen diese kraftvoll heranstürmende Macht aufhalten sollten. Der österreichische Commandant Chasteler hatte überhaupt schlechte oder gar keine Vertheidigungsanstalten getroffen und sich schnell zurückgezogen. So tapfer sich auch die Tyroler in jenem Passe schlugen, sie wurden umgangen und fielen, wie Leonidas mit seinen Spartanern in den Thermopylen, als Opfer ihres HelDENmuths. Nachdem Brede auch bei Wörgl gesiegt, konnte der Herzog von Danzig ungehindert in's Innthal vorbringen. Der Marktsieden Schwab ward genommen; die rachedurstigen Bayern hieben und stachen Alles nieder, plünderten die Häuser und Kirchen und legten Feuer an.

Speckbacher hatte zwar seine Leute von Rinn aufgeboten und war herbeigeeilt, war aber mit seinem Häuflein viel zu schwach und mußte mit den Oestreichern fliehen. Auf dieser Flucht sah er einen verwundeten Kaiserjäger am Boden liegen; er wollte ihn vor dem nachsehenden Feinde retten, hob ihn auf seine Schultern und trug ihn eine Strecke weit fort. Allein der Mensch war betrunken und sträubte sich mit Hand und Fuß gegen seinen Retter. Dieser ließ sich jedoch in seinem menschenfreundlichen Werke nicht beirren, band vielmehr den Soldaten mit seinen breiten Hosenträgern auf einen zweirädrigen Karren und zog ihn eine Meile weit, bis er die Waffengefährten erreichte.

Triumphirend zog der Marschall in Innsbruck ein, nachdem ihm die Bayern unter Brede den Weg gebahnt; es war am 19 Mai. Schweren Herzens lehrte Speckbacher auf den Judenstein zu seinem geliebten Weibe zurück. Doch es ließ ihm

keine Ruhe daheim. Er eilte nach dem nahen nun wieder von den Bayern besetzten Hall, um zu erfahren, unter welchen Bedingungen die Innsbrucker Stadtherrn sich unterworfen hatten. Um alles Auffehen zu vermeiden, ging er ganz allein und barfuß, mit einem kleinen Hute bedeckt, in der ärmlichen Kleidung eines Knechts. Aber ein gefangener und später wieder entlaufener bayrischer Soldat erkannte ihn und wollte ihn festhalten. Speckbacher, keineswegs darob erschrocken, gab ihm einige derbe Faustschläge, packte ihn dann mit Riesenkraft, hob ihn in die Höhe und schleuberte ihn zur Erde. Während der Soldat auf dem Boden taumelte, machte Speckbacher einen gewaltigen Sprung über die Kirchhofmauer und rettete sich auf seine Berge.

Der französische Marschall hatte schnell einen Courier nach Wien an den Kaiser Napoleon gesandt, daß Tyrol, dieses stier- und querköpfige Land, wieder zu seinen Füßen liege. Der Franzosenkaiser, welcher am 22. Mai zum ersten Mal bei Aspern von Erzherzog Karl geschlagen worden war, brauchte Verstärkung und befahl, daß der Marschall Lefebvre mit dem größten Theil der bayrischen Armee unter Brede zu ihm stoßen solle. Nur etwa 6000 Mann Bayern unter dem alten General Deroi blieben zurück.

Die Tyroler hatten keineswegs den Muth verloren, und Hosfer, geleitet von seinem klugen Adjutanten Eisensteden, rief in Gemeinschaft mit dem unvergleichlichen Speckbacher und dem kriegslustigen Kapuziner Haspinger alles Volk zusammen. Am Berge Isel bei Innsbruck nahmen sie Stellung; am 25. Mai begann der Kampf und dauerte bis zum 29., an welchem Tage die Tyroler den ruhmvollsten Sieg errangen.

In der vorhergegangenen Nacht hatte Speckbacher, um seine Schützen zu stärken, in seinem Hause 10 Centner Fleisch und 4 Eimer Wein vertheilen lassen; dann eilte er auf seinen Posten, auf den rechten Flügel, an die Spitze des gegen Hall und Bolders bestimmten Schlachthaufens. Seine Hauptaufgabe war, eine Abtheilung Bayern, welche bei Hall auf das rechte Innufer gedrungen war, über die Haller und Bolderser Brücke zurückzuwerfen, um sie von diesem Ufer abzuschneiden. Kaum war die Morgendämmerung angebrochen, so eröffnete Speckbacher in Gemeinschaft mit Joseph Straub den Kampf, stürmte gegen die Brücke von Bolders, vertrieb die Bayern und ließ die Brücke abtragen. Dann schob er eine Sturmsäule gegen die Haller Brücke vor, die mit Kanonen besetzt war, welche einen Kartätschenhagel auf die andringenden Tyroler ausschütteten, so daß deren schnell gelichtete Reihen zweimal zurückweichen

mußten; doch beim dritten Sturm gelang es, die Bayern zurückzuwerfen.

Während des zweiten Angriffs, im selben Augenblick, als Speckbacher mit geschwungenem Säbel seine Compagnie gegen die Brücke führte, sah er zu seiner nicht geringen Ueberraschung seinen zehnjährigen Sohn Andreas an seiner Seite. Der tollkühne Knabe war seiner Mutter entlaufen und wollte nun an der Seite seines Vaters auch große Kriegsthaten verrichten. In wilder Kampfesgluth, doch von mächtigem Vatergefühl ergriffen, drückte der Alte den tollkühnsten Buben rasch zu Boden, um ihn vor den feindlichen Kugeln zu schützen. Als aber beim dritten Sturm der Kleine durchaus wieder „mitmachen“ wollte, mußte der Vater ihm derbe Tische geben, um ihn von dem Wagstücke abzuhalten. Weinend zog sich der Knabe hinter die Schlachtlinie zurück.

Der eben so feurige als besonnene Commandant Speckbacher hatte in der Hitze des Kampfes nicht vergessen, Boten in's Inn- und Achenthal zu senden, um den Abbruch der Brücken zu bewirken. Den Bayern war bereits die Munition ausgegangen; erschöpft baten sie um einen 24-stündigen Waffenstillstand, der ihnen abgeschlagen wurde. Am andern Morgen erschien in aller Frühe „der Anderl“ wieder bei seinem Vater und übergab ihm sein mit Kugeln gefülltes Hütchen. Da er nicht mitschießen und mitstürmen durfte, war er hinter die Schützen an den Waldestrand gegangen und hatte dort die einschlagenden Kugeln, welche sich durch den aufwirbelnden Staub bemerklich machten, wieder ausgegraben — um doch den Seinen einen kleinen Dienst erweisen zu können. Die Bayern aber hatten sich schon in der Nacht in aller Stille zum Rückzuge bequemt;

die heldenmüthigen Tyroler hatten zum zweiten Mal ohne ihre ungeschickten Helfer den Sieg errungen und in Innsbruck wurde am 4 Juni in der Franziskaner-Hofkirche ein glänzendes Dankfest gefeiert.

Bei diesem Kirchenfeste fanden sich, wie Hormayr erzählt, auch die bisher sehr zurückgezogenen Beamten von Innsbruck zahlreich genug ein; sie pflanzten sich auf den rothbedeckten Stühlen nahe am Hochaltar auf, Allen sichtbar. Speckbacher, der überhaupt kein Freund der sogenannten „Herren“ war, konnte sich nicht enthalten, aus seinem hinteren Stuhl hervor einmal den kaiserlichen Commissär Hormayr am Ärmel zu zupfen und mit Augen und Gebärden ihm anzuzeigen, daß „die da vorn“ süglicher hinauszuwerfen wären. Der fromme Obercommandant Hofer schüttelte darob den Kopf und sagte beim Herausgehen aus der Kirche zu Speckbacher: „Ein braver Tyroler bist du, Seppel, das muß wahr sein; aber wenn du a bissel a besserer Christ wärst, schaden kömmt's dir meiner Seel nix!“

Nach einer vertraulichen Berathung, welche Hofer mit Speckbacher in Rattenberg gehalten, hatten beide den Entschluß gefaßt, ein Schreiben an den Kaiser von Oestreich zu senden, worin sie ihm Alles, was sie bisher gethan, darlegten und ihre Bereitwilligkeit erklärten, Alles für das geliebte Kaiserhaus zu wagen; nur möge man sie mit Geld, Munition und Truppen unterstützen, auf daß sie die errungenen Vortheile auch behaupten könnten. Dieß Schreiben wurde nach Kärnth'n an die östreichischen Vorposten befördert. Einstweilen ging die Tyroler Landwehr wieder aus einander. Speckbacher aber erhielt den schwer auszuführenden Auftrag, die an der bairischen Grenze



gelegene Festung Kufstein zu erstürmen und in Bayern selbst einzufallen. Das war ein ganz verkehrtes Beginnen, da die Vertheidigungsanstalten in Tyrol selber so schlecht bestellt waren und zu einem Angriffskriege alle militärischen Kräfte fehlten.

Speckbacher, dessen allzeit klarer Verstand diese Verhältnisse wohl erwogen hatte, stellte das sowohl Hofern als dem Herrn von Hormayr und dem Major Teimer vor; doch da diese von ihrer Meinung nicht abzubringen waren, so wollte er auch nicht widerstreben. Es begann unter dem Obercommando des k. k. Obersten Freiherrn von Taxis die Belagerung mit 1300 Tyroler Schützen, 300 kaiserlichen Soldaten und 7 Kanonen.

Unter dem heftigsten Feuer von der Festung ließ der Oberst auf der Hochwachtshöhe vor Kufstein eine Batterie aufwerfen und die Kanonen den Berg hinauftragen, und Speckbacher deckte mit seinen Tapferen das Unternehmen. Eine Haubitzengranate schlug dicht neben ihm ein; sogleich bedeckte er sie mit seinem runden Hut und löschte sie dadurch aus.

Die Beschließung aus den sieben Kanonen hatte, wie sich voraussehen ließ, keinen Erfolg und das einzige Mittel, die Festungsbesatzung zur Uebergabe zu zwingen, war die Aushungerung. In einem gut geleiteten Ausfall gelang es aber den Bayern, sich mit Getreide und Fleisch zu versorgen. Nun blieb nichts übrig, als die Mühlen zu überfallen, welche das Korn für die Garnison in Mehl verwandeln sollten, und es gelang Speckbacher, ihnen 300 Mezen Getreide wieder abzunehmen.

Die bayrischen Offiziere stiegen gern aus ihrer Festung in das Städtchen Kufstein herab, dessen Einwohner ihnen geneigt waren. Kufsteiner Frauen ließen sich dazu gebrauchen, die Stellungen der Tyroler auszukundschaften. Da schob jedoch Speckbacher einen Kiegel vor, indem er befahl, allen Kufsteinerinnen, die sich bei den Vorposten sehen ließen, die Haare abzuschneiden. Als bald waren die schönen Kundschafterinnen verschwunden.

Am 1. Juli ließ Speckbacher den Kufsteinern sagen, er würde ihre Stadt anzünden lassen, wenn sie noch länger mit der Garnison der Festung in Verbindung blieben; dieß hatte aber nur die Folge, daß sie ihre besten Habseligkeiten in die Festungsmauern brachten. In der Nacht schlich sich Speckbacher selbst in die Stadt; es gelang ihm, unter die Feuerspritzen zu kommen und diese unbrauchbar zu machen. Dann zündete er mit eigener Hand einen hart an der Festung aufgeschichteten Holzvorrath von sechshundert Klastern an; das Feuer theilte sich den benachbarten Häusern mit und drei-

undzwanzig derselben brannten nieder. Ein paar Kufsteiner Bürgersöhne, die in den Reihen der Tyroler kämpften, gingen in ihrem Patriotismus so weit, daß sie ihre eigenen Häuser anzündeten.

Der tapfere bayrische Festungscommandant, Major Aigner, ließ sich dadurch nicht außer Fassung bringen, und vergebens bot Speckbacher all seinen Scharfsinn auf, ihn zur Uebergabe zu bewegen. Die hölzerne Innbrücke, im Bereich der Festungskanonen gelegen, war für die Belagerten höchst wichtig. Wiederholt hatten die Tyroler den Versuch gemacht sie zu zerstören; die Wachsamkeit des bayrischen Postens hatte jeden Versuch vereitelt. Aus Vorsicht hatten indeß die Bayern elf Kähne zusammengebracht, die, im Fall die Brücke dennoch zerstört werden sollte, zu einer Schiffbrücke verbunden werden sollten. Nun unternahm es Speckbacher, in einer finsternen Nacht, bloß von einigen Freiwilligen begleitet, über den Fluß zu setzen, bis zu den Schiffen vorzudringen und die Seile, mit denen sie angebunden waren, zu lösen. Bei dem niedrigen Wasserstande geriethen aber die Fahrzeuge auf den Sand und bis sie wieder flott gemacht werden konnten, brach die Morgendämmerung an. Der Wachtposten hatte die Verwegenen bemerkt, ein Allarmschuß ward gehört und ein Hagel von Kugeln folgte ihm, der mehrere Tyroler in der Innfluth begrub. Speckbacher eilte in seine Verschanzungen zurück.

Es waren unter solchen Scharmützeln und Neckereien schon fünf Wochen vergangen, als die Nachricht in der Festung eintraf, Napoleon habe abermals einen großen Sieg bei Wagram (6. Juni) über die Oestreicher errungen, die sich zum Waffenstillstande von Znaim genöthigt sahen und voraussichtlich wiederum mit großen Verlusten Frieden schließen mußten. Nun war an eine Ergebung der Belagerten vollends nicht zu denken.

Speckbacher wollte diese für Tyrol verhängnißvolle Nachricht nicht glauben; er beschloß, in der Festung selber sich Gewißheit zu verschaffen und vor Allem zu erkunden, wie es mit ihrer Verproviantirung bestellt sei. Um sich unkenntlich zu machen, schnitt er vor Allem seinen wild gewachsenen Schnurr- und Backenbart ab, in welchem er nach dem Ausdruck seiner Kameraden einem „Waldbausel“ glich; er warf sich in andere Kleider und nahm eine ganz andere, sehr bescheidene Haltung an. Er hatte einen Vertrauten in der Festung, der ganz nahe am Thore wohnte und auf den er sich verlassen konnte. So vorbereitet ging er am 18. Juli bei Anbruch der Abenddämmerung zur Festung. Mit einem großen Steine klopfte er an's obere Thor; auf das Wer da?

der Schildwache sagte er, es seien drei Tyroler draußen, er selber sei Schützenhauptmann und heiße Joseph Harter (der Familienname seiner Mutter); er müsse hinein, um mit dem Commandanten zu sprechen.

Nach erfolgter Meldung kam Major Nigier selber herbei, ließ das niedere Pfortchen öffnen und zuvörderst Umschau halten, ob Niemand im Hinterhalt läge, und dann gestattete er den Ankömmlingen den Eintritt. Der Vertraute leuchtete die Stufen hinan und gab durch Gebärden zu verstehen, es seien viel Kranke in der Festung und fehle an Fleisch. Nachdem ihnen die Augen verbunden worden waren, führte man die drei Wagentheile in das Zimmer des Commandanten; dort wurden ihnen die Binden abgenommen und es begann ein Kreuzfeuer von Fragen, was sie herführe, wer sie wären u. s. w. Speckbacher antwortete ganz unbefangen, daß sie mit den Oestreichern unzufrieden seien, die sie unnützerweise in solche Noth gebracht hätten; sie warteten nur auf Bestätigung des Gerüchtes von einem abgeschlossenen Waffenstillstande, um die Belagerungstruppen zu verlassen. Der Major erwiderte, daß er gar keine Lust habe, mit rebellischen Bauern zu verhandeln, daß er keinem Tyroler traue; doch mit dem Waffenstillstande habe es seine Richtigkeit. Der würde aber den Tyrolern nichts helfen und sie würden ihrer Strafe nicht entgehen. Speckbacher dankte für diese Auskunft und bemerkte nicht ohne Hohn, daß die Potentaten es mit solchen Verträgen und mit ihren Versprechungen überhaupt nicht eben genau zu nehmen gewohnt seien.

Plötzlich sah der Major den Sprecher noch schärfer an und fragte, ob ihnen Speckbacher bekannt

sei, dieser Galgenvogel, den er über kurz oder lang noch an den Bastionen der Festung aufhängen lassen werde. Einstweilen sollten sie als Geiseln dienen und in der Festung bleiben. Speckbacher antwortete auf diese scharfe Rede ganz ruhig, daß er den Mann wohl kenne und sogar bereit sei, ihn mit Hülfe seiner beiden Begleiter gegen gute Belohnung dem Commandanten in die Hände zu spielen; dann müsse er aber sie alle drei ziehen lassen.

Der Major, noch keineswegs zufrieden gestellt, änderte nun seine Prüfung; er ließ die drei sich setzen und das Licht gerade vor Speckbacher stellen. Dann wurden mehrere Kufsteiner Bürger geholt, die aus einem Nebenzimmer die Ankömmlinge betrachten mußten. Doch keiner erkannte den Mann von Sinn, der mit seinem glattrasirten Gesicht und in der ungewohnten Kleidung auch ganz fremdartig ausah. Man hatte ihnen Wein vorgesetzt und Fleisch versprochen — das aber nicht kam. Da die beiden Begleiter dem Nebenjaft tapfer zusprachen, hatte Speckbacher die einzige Sorge, sie möchten zu viel plaudern. Es ging aber Alles gut; der Festungscommandant begleitete seine Gäste bis an das kleine Pfortchen, und diese fühlten sich nicht wenig erleichtert, als sie wieder im Freien waren.

Alle Anstrengungen Speckbachers waren vergebens gewesen; er mußte sich zur Aufhebung der Belagerung entschließen, und als seine Tyroler beim Abzug nahe der Festung vorbeizogen, wurden sie mit Kartätschen überschüttet, die nicht wenige zu Boden streckten. Es war die erste Mahnung, daß der Waffenstillstand, den die beiden Kaiser geschlossen, dem tyroler Volke nichts Gutes bedeute.

(Schluß im nächsten Heft.)

Kinderlied. Von Hermann Kletke.

Biguette von Hugo Bärner.

Zeisig's Begräbniß.



schmerzlicher Jammer,
o klägliche Noth!
O Vöglein, nun hel-
fet mir klagen!
Der Zeisig, der fröh-
liche Zeisig ist
tobt —

Wer kommt, ihn zu Grabe zu tragen? —

Da kamen sie alle vom Vögelgeschlecht,
Da zirpte gar klagend manch Kehlchen,
Deutsche Jugend. III.

Die Drossel, die Amsel, der Sperber, der Specht,
Der Kukul, der Fink, das Rothkehlchen.

Specht, Sperber, Fink, Amsel, sie fassen die Bahr',
Sie flattern zum Walde hin traurig,
Nach hüpfet wehklagend der Vöglein Schaar,
Nach hallen die Lüfte so schaurig.

Der Kukul, er sprach ihm den Leichensermon,
Kul über dieß irdische Leben!

Da hatte Rothkehlchen den Leichnam auch schon
Mit Blättern und Zweigen umgeben!

Stallmeister Froben.

Von

Georg Kühle.

Original-Zeichnung von Wilhelm Camphausen.



Laut tobt der Kampf um Fehrbellin;
Der Kurfürst und sein Schimmel,
Sie stürmen durch Blut und Rauch dahin
Im wildesten Schlachtgewimmel.
„Und Gott mit uns!“ ruft hoch vom Roß
Der Fürst — „bläst Siegesanfaren!“
Ein „Hurrah!“ donnern durch's Kampfsgetos
Die preußischen Heldenpharen.

Die Schweden fliehn. Des Feldherrn Geist
Klammert neu, sein Aug' sprüht Blitze;
Die hohe Heldenseele reißt
Ihn vor des Feinds Geschütze.
Und hundert Schlänge trachen los,
Der Kurfürst wird zur Scheibe;
Da springt ein schlichter Mann vom Roß,
Deckt ihn mit seinem Leibe.

Stallmeister Froben ist der Held,
Der todesmuth'ge geheißt;
Im meilenweiten Siegesfeld
Der bravste der braven Preußen.
Er bot sein Roß dem Fürsten an,
Schwang sich auf dessen Schimmel
Und ritt getrost die dunkle Bahn
Durch Tod und Grab zum Himmel.

Geschlagen ist die Helden Schlacht:
Die Preußen sind Sieger geblieben
Und haben die schwedische Doppelmacht
In schmäbliche Flucht getrieben.
Doch Friedrich Wilhelm reitet still
Durch's Feld und blickt nach oben;
Er seufzt: „Herr, es geschah' dein Will!
Fahr wohl, mein treuer Froben!“



Da waren zwei kleine Knaben, die wohnten in einem kleinen Hause auf einer Insel am Strande; ihr Vater war ein Bootse, und ihr Großvater war es auch gewesen, und Schiffer wollten sie werden.

Aber der Mutter war das gar nicht lieb; sie hatte der Sorgen wohl genug, weil der Vater es war, — denn die Bootsen sind auch Schiffer, — und es ist doch gar zu gefahrvoll, so zeitlebens das liebe Brod auf dem Meere zu suchen, — und die Mutter hatte wohl Recht.

Ja, ja, das hatte sie wohl; das meinte doch auch der alte Großvater, und alte Leute sind weise, sie haben ein langes Leben hinter sich und sprechen aus Erfahrung.

Aber die beiden Knaben wollten Schiffer werden; sie hatten sich ein niedliches Schiff gemacht und ließen es segeln in der Stube.

Und die Mutter, welche es gesehen, hatte den alten Großvater gerufen und Großvater, hatte sie gesagt, da segeln sie schon wieder; aber nichts da! Schiffer werden sie nicht! geh' mal hin und vertreib ihnen die Lust daran.

Und der Großvater hatte seinen Stuhl genommen und war hingegangen, und da saß er nun, ihnen die Lust daran zu vertreiben.

Also Schiffer? sagte er, hm! hm! — und dann nahm er die Pfeife aus dem Mund, schlug das eine Bein über das andere, kreuzte die Arme und lehnte das Kinn darauf. —

Der alte Meerkönig und seine Töchter.

Dichtung und Wirklichkeit.

Von

Johann Meyer.

Illustrirt von Paul Thumann.

I.

Und die beiden Knaben wußten Bescheid; das that er immer, wenn er ihnen etwas erzählen wollte. Da erzählte er schon.

Tief unten, sagte er, auf dem Grunde des blauen Meeres, steht ein großes Schloß. Es steht in einem großen Garten voll seltenen Gesträuchs und schattiger Grotten, und ist vom reinsten Krystall erbaut. Und wenn hier oben die Sonne scheint, dann blitzen und funkeln da unten alle seine Fenster. Und in dem Schlosse, da wohnt der alte Meerkönig mit seinen Töchtern, den Nixen. Er hat der Töchter so viele, als sein Schloß Zimmer und Säle hat, aber keinen einzigen Sohn hat der alte Meerkönig, und keinen einzigen Bruder haben alle seine Töchter. Glänzend weiß ist sein königlich Gewand und so klar wie Wasser; glänzend weiß ist auch sein Bart, er wallt ihm in langen Locken herunter bis über den Gürtel. Aber eine Krone trägt er nicht, der alte König, er trägt nur ein Scepter, lang und dreizackig, und wenn er es schwingt, so braust der Sturm und bäumen sich die Wogen. Schwingt er es aber nicht, so herrschet Ruh und Frieden in seinem großen Reich, und hier oben da plätschern die Wellen und singen allerlei Lieder, und Sonne, Mond und Sterne, sie tanzen zu ihren Füßen. Und dann, gerade dann, aber nur, wenn es Keiner sieht, kommt der alte König daher gefahren auf seinem prächtigen Muschelwagen und von großen Delfinen gezogen. Und mit ihm kommen alle seine Töchter und alle Thiere des Meeres, und auf den plätschernden Wellen da wimmelt es dann von Millionen wunderbaren Gestalten.

O, sagten die beiden Knaben, könnten wir das einmal sehen!

Ja, sagte der alte Großvater, das möchtet ihr wohl, aber das bekommt Keiner zu sehen.

Woher weißt du es denn?

Ich? — hm! hm! — ich weiß es von der Großmutter, der hat es wieder die Großmutter erzählt, und der wieder die Großmutter, — aber gesehen hat es eigentlich doch keine.

Und auch von den Töchtern des alten Meerkönigs hat mir die Großmutter erzählt; hört mal zu, was sie mir sagte.

Das sind dir Mädchen, sagte sie, die können schwimmen, wie die Fische, und wenn sie so schwimmen, giebt es gar keine Mädchen, die niedlicher wären, als diese. Sie sind ja auch alle Prinzessinen, da kannst du dir wohl denken, daß sie schön sind. Wie Lilien und Rosen ist ihr liebliches Angesicht, und ihre Augen, die blitzen, wie die Sterne. Blendend weiß sind Brust und Arme, grün wie das Meer die Locken, und durch die Locken, da schlingen sich lange Schnüre schimmernder Perlen. Perlen tragen sie alle, die größten und die kostbarsten Perlen, — ihr ganzer Garten ist voll davon, — und da liegen sie in blanken Schalen überall umher, so zahlreich, wie bei uns die Steine. Aber Eins, Eins ist doch recht schlimm, — — all' die hübschen Prinzessinen haben gar keine Beine!

Gar keine Beine?! riefen die beiden Knaben verwundert, — aber Großvater, Prinzessinen und gar keine Beine! dann sind sie ja nur halbe Prinzessinen!

Das sind sie auch, sagte der alte Großvater, und auch nur halbe Menschen; denn statt der Beine haben sie lange, garstige Schwänze ordentlich mit Schuppen und Flossen, gerade wie bei den Fischen.

Pfui! riefen entsetzt die beiden Knaben, das ist garstig!

Garstig? — hm! hm! sagte der alte Großvater; die Großmutter hat mir noch etwas viel schlimmeres von ihnen erzählt. Sie wollte es auch nicht haben, daß ich Schiffer würde, und erst recht nicht Vootse; und meine Mutter auch nicht, gerade wie die eurige. Und als ich es nun doch werden wollte, da hatte sich die Mutter hinter die Großmutter gemacht, und die Großmutter sagte zu mir: Vootse willst du werden? hm! hm! — Aber graut dir denn gar nicht vor dem Meerkönig und seinen Töchtern, den bösen Nixen?

Ach was, sagte ich, das ist dummes Zeug; einen Meerkönig giebt es gar nicht und auch keine Nixen.

Aber die Großmutter sagte zu mir: du Naseweis, du wirst es früh genug erfahren! Woher

kommt es denn, daß immer so viele Schiffe untergehen und so viele Menschen ertrinken? — Das thut der alte Meerkönig mit seinen Töchtern, den Nixen. Er ist ein alter, brummiger Patron und sagt: in meinem Reiche, da bin ich Herr, da haben die Andern nichts verloren. Aber die Andern, die sind alle gerade eben so naseweis wie du, sie kehren sich wenig daran. Und da kommen sie denn auf ihren großen Schiffen, Einige sogar mit Feuer und Flammen, und die Räder und die Schrauben peitschen und schlagen die armen Wellen, daß sie schneeweiß werden von Gischt und Schaum und entsetzt über einander stürzen. Und mit ungeheuren Lasten kommen sie und zwingen die armen Wellen, sie zu tragen. Oder sie werfen wohl gar ihre großen Anker auf das schöne Schloß und in die funkelnden Fenster. Und auch auf ihren Bötten und Jachten kommen sie in das Reich des Meerkönigs und verfolgen und rauben seine Thiere, stehlen ihm die Perlen und das schönste Gesträuch aus seinem Garten. Ja, sogar von seinem Königreiche stehlen sie ihm, frech und schlau, Stück um Stück und verbergen es hinter Bollwerken und hohen Deichen.

Und wenn nun das alles der alte Meerkönig so merkt und sieht, ist es da ein Wunder, wenn er mal böse wird und sein Scepter schwingt, daß der Sturmwind braust und die Wogen sich thürmen, und die großen Schiffe so darauf tanzen, als wären sie alle nur Muscheln?

Da hast du Recht, Großmutter, sagte ich, wenn es wirklich der alte Meerkönig wäre, der es thäte; aber ich glaube doch nicht daran, und erst recht nicht an seine Töchter mit den Fischschwänzen.

Du Naseweis! sagte sie wieder, paß' nur auf, du wirst sie schon mal sehen.

Und richtig! später hab' ich sie auch wirklich einmal gesehen, und da mußte ich doch auch daran glauben.

Aber die hier oben, sagte die Großmutter wieder, auf ihren Schiffen und Bötten, die glauben's auch nicht, ebenso wie du, und wenn der alte Meerkönig auch einmal sein Scepter schwingt, sie machen sich nicht viel daraus. Es stürmt einmal wieder! sagen sie, und lassen sich gar nicht stören und treiben's nach wie vor.

Und da unten in seinem großen Schlosse, da sitzt dann der alte Meerkönig und wird verdrießlich und immer verdrießlicher, und sitzt den ganzen Tag und fängt Grillen. Du bist doch ein armer König, denkt er, weil du gar keine Söhne hast. Hättest du nur Söhne, daß sie dir hülfsen, dein Reich zu vertheidigen!

Und Grillen fangen auch seine Töchter, die Nixen. Sie langweilen sich, weil sie gar keine Brüder haben, mit denen sie spielen und die sie liebhaben könnten, und hätten alle eine jede doch gar so gern einen Bruder.

Und da kommen sie alle und bitten und quälen den alten Vater Meerkönig und machen ihm den Kopf noch immer heißer. Vater Meerkönig, sagen sie, bitte, bitte, schwing' einmal dein Scepter, daß wir Brüder bekommen zu Gespielen und du Söhne zur Hülfe gegen die bösen Menschen da oben. Siehst du wohl? da schlagen und peitschen sie schon wieder die armen Wellen und werfen ihre großen Anker uns nur so gerade in die Fenster! da verfolgen und rauben sie schon wieder deine Thiere! da stehlen sie dir schon wieder die Perlen und das schönste Gesträuch aus deinem Garten! Vater Meerkönig, schwing' dein Scepter! da rauben sie dir schon wieder ein Stück von deinem Reiche!

Und dann ist das Maß voll, dann schwingt der alte Meerkönig das Scepter noch viel gewaltiger als sonst, und immer mächtiger erbraust der Sturm, immer entseßlicher tobt das Meer, und die größten Schiffe schleudert es nur so gegen die Felsen, daß sie knack sagen, wie einen Stock, den man entzweibricht. Und über Deiche und Dämme braust die Fluth, Alles niederreißen, was ihr im Wege steht, und Alles wiedernehmend, was man dem alten Meerkönig von seinem Reiche gestohlen hat.

Großvater, sagten die beiden Knaben, gerade wie im vorigen Jahr, als der Sturmwind einmal so brauste, und das Meer so hoch ging, und der Mutter so bange war! Weißt du noch? das Wasser wollte schon in unsern Garten hinein, und allenthalben waren Schiffe untergegangen und Menschen ertrunken.

Ja, sagte der alte Großvater, gerade wie im vorigen Jahr, und zuweilen wohl noch schlimmer. Und dann passen sie auf, alle seine Töchter, die bösen Nixen, einige hier, andere dort, überall im weiten Meer und auf den Wogen treibend. Und wo ein Schiff dann im Sturme ringt, gleich merken sie's und gleich sind sie da, oder wo die Fluth über Deiche und Dämme braust, gleich folgen sie nach und haben ihre Lust daran. Hei! denken sie, nun bekommen wir Brüder! nur immer besser, Vater Meerkönig! Und weh den armen Schiffen, deren Schiff dann zu Grunde geht! weh den armen Leuten, deren Haus dann die Fluth begräbt! — Da sind die Nixen und umfassen und umarmen sie, und wo immer noch Einer treibt und sich zu retten hofft, er ist verloren, sobald sie ihn

nur sehen. Du bist mein! du bist mein! rufen sie, und hinunter geht es in die unendliche Tiefe. —

Hu! sagten die beiden Knaben, das ist grausig!

Das sollt' ich meinen, sagte der Großvater, ob und wie! — Aber die Freude ist doch nur kurz. Kaum sind sie unten, so verwandelt sich der Jubel schon in Trauer, denn von allen, die sie in's Schloß gebracht, ist keiner mehr am Leben, — still, bleich und todt sind sie alle, alle! —

Und ein todtter Bruder frommt keiner Schwester mehr, ein todtter Sohn keinem Vater. Da klagen und jammern sie denn, der alte König und seine Töchter, wohl eben so, wie wir hier oben, wenn uns einer gestorben ist, den wir lieb hatten. Aber was hilft's? die Todten muß man lassen; und es dauert nicht lange, so sind sie alle wieder da, alle, die von den Nixen umarmt und hinunter gezogen, — und dann treiben sie hier oben auf dem Wasser oder werden an den Strand gespült, und die Leute, welche sie finden, fischen sie auf und sagen: sie sind ertrunken!

Aber die hier oben, die noch gut davon gekommen, kümmern sich wenig darum. Das war einmal wieder ein Orkan, sagen sie, und kaum ist er vorüber, so sind sie auch schon wieder da und treiben's nach wie vor.

Und es währt nicht lange, so wird der alte Meerkönig schon wieder verdrießlich, und da sieht er wieder und fängt Grillen; und Grillen fangen auch schon wieder seine Töchter. Hätt' er doch Söhne, hätten sie doch Brüder! — und es währt nicht lange, so ist das Maß schon wieder voll. — —

Und dann schwingt er wieder sein Scepter, und dann haben wir's, — wieder einmal die alte Geschichte; — so und so viele Schiffe zu Grunde gegangen, und so und so viele Menschen ertrunken!

Hu! sagten wieder die beiden Knaben, und der jüngere stieß den älteren an und sagte: nein, Bruder Fritz, ich will doch lieber kein Schiffer mehr werden!

Und dann fragte er seinen Großvater: Großvater, da holen die bösen Nixen wohl auch die Lootsen?

Und der alte Großvater freute sich. Aha, dachte er, da hättst du schon dem Einen die Lust daran vertrieben, nun kriegst du auch wohl noch den Andern, — und er fing lustig wieder an zu erzählen.

Die Lootsen? sagte er, ob und wie! erst recht die Lootsen! Sie arbeiten dem alten Meerkönig und seinen Töchtern ja immer entgegen; denn wären nicht die Lootsen, so würden wohl noch einmal so viel Schiffe zu Grunde gehn, und noch einmal so viel Menschen müßten ertrinken. Führen sie doch gerade die Schiffe an den Klippen und Untiefen vorüber

und lootsen sie durch Sturm und Wogendrang in den schützenden Hafen. Aber darum hassen sie auch der alte Meerkönig und seine Töchter und trachten ihnen allezeit nach dem Leben; hei, wie sie sich freuen, können sie einmal einen Lootsen mit in die Tiefen ziehen! — —

Su! sagten wieder die beiden Knaben, und der jüngste fing an zu weinen; er dachte an seinen Vater, der war ja auch ein Lootse, und nun würden die bösen Nixen ihn gewiß bald mal holen.

Doch der alte Großvater, als er merkte, was er angerichtet, beruhigte ihn wieder. Na! na! sagte er, wer heult denn gleich? Haben sie mich doch auch nicht geholt, und den Vater holen sie auch nicht mehr, denn hätten sie es gewollt, so wär' es längst geschehen; er ist ihnen gewiß schon zu alt geworden.

Und Bruder Fritz meinte es auch. Aber wo in aller Welt hatte denn der alte Großvater den alten Meerkönig und seine Töchter gesehen? Bruder Fritz wollte immer noch mehr wissen, und der alte Großvater sollte es ihm erzählen.

Ja, so! sagte er, — das ist wahr; — aber er wußte eigentlich noch gar nicht, was er sagen sollte, bis ihm mit einem Mal ein Licht aufging. Halt! dachte er, das geht. Und nun erzählte er dem Bruder Fritz, daß er sie schon als Schiffsjunge gesehen habe auf seiner ersten Reise. Aber weit von hier, in einer großen Stadt am Wasser. Und da habe der alte Meerkönig gestanden, so mitten auf dem Markte, wie er leib' und lebe, in seinem weißen Gewande und mit seinem großen Bart und in der Rechten das Scepter, lang und dreizackig. Und rund um ihn herum hätten seine Töchter, die Nixen, gelegen, aber nicht alle, nur einige, — und es sei ihm, als sehe er sie noch, die hübschen Prinzessinen mit ihren Lilien-ge Gesichtern, mit ihren schneeweißen Armen und mit den langen Locken und all den Perlen darin, aber auch mit ihren garstigen Schwänzen, so ordentlich mit Flossen und voller Schuppen. — —

Hätt' er es nur lieber gar nicht gesagt! — denn nun wollte Bruder Fritz auch noch wissen, wie das möglich sei, der alte Meerkönig und seine Töchter da so mitten auf dem Markte, — — und da hatt' er den alten Großvater in der Enge.

Und der alte Großvater dachte: hm! hm! du mußt ihm nur lieber die Wahrheit sagen, denn sonst fragt der Schelm von Junge dich noch immer weiter. Und da erzählte er ihm denn, daß es doch eigentlich nur ein großer Brunnen gewesen sei, auf dem der alte Meerkönig gestanden, und seine Töchter so rund um ihn herum gelegen hätten — alle von weißem Marmor — und da wären sie noch heutigen Tags

und spieen Wasser und alle Schiffer, welche dahin kämen, könnten es bezeugen.

Aber damit hatte sich der alte Großvater gerade die ganze Geschichte verdorben, denn nun war dem Bruder Fritz auch mal ein Licht aufgegangen.

Etsch! etsch! rief er, wenn sie da so immer auf dem Markte stehen und Wasser speien, dann sind sie ja auch gar nicht mehr im Meere! Großvater, du hast mit uns deinen Scherz getrieben und die alte Großmutter hat es auch gethan! Etsch! etsch! — und ein Schiffer will ich werden! — —

Was sollte der alte Großvater dazu sagen? Er sagte: hm! hm! du Naseweis! gerade wie die alte Großmutter auch einmal zu ihm gesagt hatte.

Und Bruder Fritz, dem hatt' er die Lust daran doch nicht vertrieben, — ein Schiffer wollt' er werden.

II.

Der alte Großvater, welcher das alles den beiden Knaben erzählt hatte, war längst gestorben. Aber das Märchen von dem alten Meerkönig und seinen Töchtern hatten sie nicht wieder vergessen; sie wußten es noch so gut, als hätten sie es erst heute von ihm erzählen hören.

Und heute schwang der alte Meerkönig einmal wieder sein Scepter. Es war noch früh am Tage, er hatt' es die ganze Nacht gethan; und in dem kleinen Hause auf der Insel am Strande, da saßen wieder die beiden Knaben, sie saßen mit Vater und Mutter beim Morgenbrod.

Ein gräulich Wetter! sagte die Mutter; Gott Lob, mein Mann, daß du hier bist! Möchten dich heute nur keine rufen; es würden wieder recht lange und ängstliche Stunden für mich sein, müßtest du bei diesem Wetter hinaus und an Bord eines Schiffes.

Nun, nun, sagte der Mann, und wenn ich's müßte, so thät' ich's doch! Es ist ein schöner Beruf, so Andern beizustehen, wo ihnen Gefahr droht, und da es der meinige ist, thät ich ja doch nur meine Pflicht auch heute, wenn ich bei diesem Sturm ein Schiff durch den Sund lootsste.

Ein schöner Beruf, — ei, freilich! sagte wieder die Mutter, wär' er nur nicht so schwer und so gefährlich! Da wollt' ich doch lieber die Kühe hüten als Lootse sein!

Und immer heftiger wurde das Unwetter, immer lauter das aufgeregte Meer. Der Vater und die Knaben hatten ihre Lust daran, sie stellten sich an's Fenster und schauten darein.

Wie mögt ihr nur so dastehen und euch daran freuen? sagte die Mutter; ich begreif' euch nicht, es ist ja ein Wetter, als ob die Welt vergehen sollte!

Nun, nun, sagte wieder der Vater, warum nicht? Wer die Sonne scheinen und das Land grünen läßt, dem müssen doch auch Wind und Wasser gehorchen, und der Sturm auf dem Meere kommt eben so gut aus seiner Hand, als die Blume im Garten. Ich meine, da bleibt es sich gleich, ob man hier oder dort seine Nähe spürt und seine Allmacht bewundert.



Was sollte die Mutter dagegen sagen? Sie ließ den Vater und die Knaben gewähren. Es war auch wohl die Furcht, welche aus ihr redete. Das Mutterherz sorgt immer, aber ein Lootse, was weiß der von Furcht? und wer, wie dieser, schon unzählige Male dem Sturm und Unwetter Trotz geboten, auf offener See und im offenen Boot, wie könnte dem nur grauen im sicheren Hause? Und die Knaben? — Fürchtete sich doch der Vater nicht, warum sollten die Kinder sich fürchten?

Bruder Fritz, welch ein Wetter! rief der jüngere; das thut der Meerkönig; die armen Schiffer!

Aber Bruder Fritz, der lachte und sagte: glaub' nicht daran! einen Meerkönig giebt es nicht und auch keine Nixen.

Und immer gewaltiger erbrauste der Sturm, immer höher rollten die Wogen, und der Vater zog die großen Stulpen an, setzte den Südwestler auf und ging hinaus. Ihn trieb die Unruhe, er dachte an seinen Beruf, und durch die Scheiben war nicht weit zu sehen; aber bald kam er wieder, nirgends auf hoher See war ein Segel zu erspähen.

Es kann nicht lange mehr währen, sagte er, der Sturm wird sich legen, ich weiß es an der Höhe des Wassers; es steht nicht weit mehr vom Garten und höher pflegt es doch nur selten zu steigen.

Aber es stieg noch immer höher; und schon geraume Zeit war verstrichen, seit der Vater es gesagt, und es stieg immer höher.

Und immer gewaltiger wurde der Sturm, und immer wilder wurde das wilde Meer. Wie toste und tobte heute auch das Wasser! grau und dunkel, hoch auf- und niedersteigend, eine wirre Masse, von der Luft und dem Himmel gar nicht mehr zu unterscheiden! Und wie donnerten die Wogen und überstürzten sich im Rollen auf dem Sand des Strandbes, daß der weiße Gischt prasselnd gegen die Scheiben flog und hoch über das Dach des kleinen Hauses!

Und da stand auch das Wasser schon vorn im Garten, gerade wie vor Jahren, als es auch einmal so stürmte, und der alte Großvater noch lebte, und der Mutter so bange war. —

Und neugierig guckten die beiden Knaben durch die Scheiben. Das Wasser im Garten, — nur ein Mal in ihrem Leben hatten sie es gesehen; — wären sie draußen mit ihrem Schiff, wie herrlich könnten sie es segeln lassen im Garten!

Aber sieh, die Mutter, wie still sie dastht, wie bleich sie ist! Bangt ihr denn schon wieder? Daß sie auch immer gleich so furchtsam ist! — Der Vater hat's ja gesagt: es kann nicht lange mehr währen.

Und doch währte es noch länger, und immer wüthender tobte der Sturm, — immer mächtiger bäumte sich das Meer, — und über den ganzen Garten schäumten schon die Wogen.

Und wieder trieb es den Vater hinaus; er war besorgt um sein Boot, — es lag seitwärts den Strand hinunter; — die Kette könnte zerreißen und das schöne Boot ihm zerfchellen.

Aber wo war das Boot? — Die See hatte es vollgespült; und auch kein Weg mehr dahin, das Wasser ging schon darüber; keine Spur und kein Steig mehr zu finden. Und schon stürzte die Brandung auch über den Strand und weithin in die Ebene dahinter wälzte sich und wühlte schon ihr tosender Schwall über Acker und Wiesen.

Und der stämmige Mann in seinen großen Stulpen, nur mit Mühe widerstand er noch der Strömung; fort und fort stieg das Wasser, er mußte eilen, daß er zurück kam, und das wüthende Element peitschte ihn wieder nach Hause.

Und da stand sein Häuschen, schon rings umfluthet, wie mitten im Meere; und als er es erreicht,

erreichte es auch schon das Meer, bis vor die Hausthür brausten schon die Wogen.

Aber der Vater hatt' es ja gesagt: es kann nicht lange mehr währen. — Und als er in die Stube trat, da sagte er es wieder, der sorgenden Mutter zum Troste.

Und doch wahrte es noch länger! länger, und immer länger! und da, da, — hei! wie das klatschte! — gegen die Hausthür schlug schon die erste Woge, und entsezt schreckte die Mutter zusammen.

Und immer wüthender raste der Sturm, immer höher thürmten sich die Wogen, und da, — schon wieder! — und schon wieder! und wie das dröhnte gegen Schloß und Riegel! —

Und da! — da! — am Fußboden in der Stube! — da quoll es schon aus den Fugen der Breter, hell und klar, wie hundert kleine sprudelnde Quellen!

Die Fluth! die Fluth! schrie die Mutter, Herr Gott, die Fluth! sie kommt uns schon in's Haus! — wir müssen fliehen!

Aber wohin? — Sie war ja auch schon längst da draußen. Wasser ringsum, nichts als Wasser schon über die ganze Ebene bis zu den fernen Hügeln! Und ein schäumender Strom ergoß sich die brausende Masse über einen großen Theil der Insel schon von einem Strande bis zum andern und über den andern wieder in's Meer.

So hatte denn auch der Vater sich geirrt, er, der wind- und wetterkundige Lootse. Eine solche Fluth hatte er noch nie erlebt, hatte noch Keiner erlebt auf der ganzen Insel.

Aber eben darum glaubte er auch noch fort und fort, daß sie höher nun nicht mehr steigen werde. Und fort und fort tröstete er noch die Mutter: es kann nicht lange mehr währen. — Und doch wahrte es noch länger, und immer höher stieg noch das rasende Meer. Immer gewaltiger donnerten die Wogen gegen Thür und Mauern.

Wer rettet die Armen aus dem bebrängten Hause?! — — Ja, wer rettet alle die Andern?! — Es sind deren wohl schon Viele, welche das tückische Meer überraschte, — eine solche Fluth war seit Jahrhunderten nicht gewesen.

Und noch immer stieg sie höher, — und aus der Stube flüchteten sich die Armen auf den Boden des Hauses. — Und noch immer stieg sie höher und immer entseztlicher heulte der Sturm.

Da krachte auch schon die Hausthür; ein mächtiger Wogenschlag hatte sie zertümmert; — da klirrten auch schon die Scheiben, und das Meer brauste hindurch! — Und immer höher stieg es noch, — immer höher, — Herr Gott im Himmel! —

Herr Gott im Himmel, und wenn nun auch die Mauern stürzten! — Wie bebte schon der Boden, wie schwankte das Dach! — Und da hockten sie und umklammern die Sparren und jammern und schreien um Hülfe! — —

Aber wer sollte sie retten? Nur Einer konnte es, der auch dem Sturm gebietet und dem Meere. — Seine Liebe ist unendlich, aber seine Wege sind dunkel!

Ein entseztlicher Wogenschwall, hoch hinauf bis an die Firste des Hauses, — ein entseztlicher Schrei, — — und die Unglücklichen hatte das Meer verschlungen. Und dann war das kleine Häuschen verschwunden; nur ein Theil des Daches tauchte

noch empor, — und da trieb es, — fortgeschleudert im Sturme.

Du furchtbares Element, was hatten sie dir gethan, die Unglücklichen, daß deine wilden Fluthen sie begruben?

War der Vater nicht ein Lootse?! — die Mutter nicht eines Lootsen Weib?! —

Und die Knaben? die beiden blühenden Knaben?

Du bist mein! du bist mein! — hinunter in die unendliche Tiefe! — —

Hinunter? — hob sich da nicht ein Arm? da nicht ein blühendes Lockenhaupt? — Sieh, durch die Latten des kleinen Dachtheiles zwängt es sich hindurch, — die See darüber! — da, da ist es wieder! — da, da ist es ganz! — ein ringender Knabe! —

Triumph! er hat gesiegt, — da ist er oben auf der Firste des zerbrechlichen Stück Daches, — o, seht doch, welch ein Reiter! und vorwärts stürmte er auf den brüllenden Wogen.

Wo sind die Andern? — Herr Gott, wo ist



der Vater? wo ist die Mutter und der Bruder?
— Du armer Knabe, du, ihr seht euch hier nicht
wieder!

Vorwärts, immer vorwärts, bald thurmhoch, wie
hinauf zum Himmel, bald tief hinab, als ging's zur
Hölle! Und noch immer auf den zerbrechlichen Trüm-
mern im entsetzlichsten Sturm und Wogendrang schon
weit, weit von der kleinen Insel, schon mitten im
Meere!

Halt dich fest, halt dich fest! es geht um Tod
und Leben! — Und die Füße hinter eine Latte ge-
klemmt, die Arme krampfhaft um eine Sparre, so
hielt er sich und rang mit dem Meere viele schreck-
liche Stunden voll Grauen und Entsetzen.

Und der Mittag kam, — es kam der Nachmit-
tag, — es kam der Abend, — der Abend so dunkel
und so grauig! — —

Gute Nacht, du muthiger Knabe du! in einer
andern Welt wirst du erwachen. —

Und wer schildert die Angst und all die Qualen
in dieser langen, bangen, entsetzlichen Nacht? — Aber
endlich, endlich war sie vorüber! — und noch immer
heulte der Sturm, raste das Meer, — und noch
immer die Füße geklemmt hinter den Latten und die
Sparre krampfhaft umschlungen, auf der Firste des
zerbrechlichen Stück Daches der halbtodte Knabe mitten
in Meere. —

Und eisiger Frost macht alle seine Glieder
erstarren, wie Feuer brennt ihm das Hirn, und
im wilden Fieberwahn rasen die Gedanken.

Großvater! Großvater! — da ist er! — nun
glaub' ich's auch! — Siehst du nicht, wie er das
Scepter schwingt? — Er haßt die Vootsen! Weh!
unser Haus! — — —

Die Fluth! die Fluth! — Wie schreiest du,
Mutter! — halt' nur den Bruder! — der Vater
hält euch beide! — Es kann nicht lange mehr währen!
— — —

Großvater! Großvater! sieh, da ist er wieder,
— im Muschelwagen! — Siehst du sein Schloß?
Wie funkeln die Fenster! — Und den Garten? und
die Perlen im Garten? — — —

Weh mir! was war das? — Die Fluth! die
Fluth! Hülf! — Hülf! — ich ertrinke! — —

Und da, — da sind sie! hu! die garstigen
Nixen! — — —

Großvater! Großvater! hilf mir! — hilf mir!
— sie kommen! — sie wollen mich umarmen! —
sie fassen mich! — ich fühl es! ich fühl es! — sie
ziehen mich hinunter! — — — — —

Hinunter? — Nein, nicht hinunter! — sie zogen

ihn hinauf, — aber er wußte es nicht, er hatt' es
nicht mehr gesehen, — das Bewußtsein hatte ihn
verlassen, und die müden Augen hatten sich geschlossen.

Und als er sie wieder öffnete, da lag er auf
weichem Pfühl in einer prächtigen Cajüte und fremde,
freundliche Männer standen an seinem Lager und er-
quickten ihn mit stärkender Labung.

Und wie das gekommen? — In allen Zeitungen
hat es gestanden, und der euch diese Geschichte er-
zählt, der hat es auch gelesen, hat es in seiner Weise
abgeschrieben, und da habt ihr's.

Ausruf.

Durch die Sturmfluth vom 13. November
vorigen Jahres wurde der am Fehmarnsund woh-
nende Vootse Hans Kruse, welcher sich mit seiner
Frau und zwei Söhnen auf den Dachboden seines
Hauses geflüchtet hatte, durch den Wogendrang
mit einem Theile desselben, seiner Frau und sei-
nem jüngern Sohne fortgerissen und ein Raub
der Wellen.

Dem älteren Sohne Jacob Friedrich war
es kurz vor dem verhängnißvollen Augenblicke ge-
lungen, an dem Sparrenwerk emporzuklettern und
auf der Dachfirste einen den Umständen nach et-
was gesünderen Sitzplatz zu erlangen, indem er
die Füße in das Lattenwerk hineinzwängte und
Sparren nebst Lattenwerk mit dem darunter be-
findlichen Hausboden in Verbindung blieben.

So trieb er am Morgen des 13. Novembers
ab, dem heftigsten Ungestüm der Wellen, sowie den
Unbilden einer kalten Winternacht preisgegeben, in
die weite See hinaus, halb verhungert und vor
Kälte verkommen.

Dennoch hat der tapfere Junge nicht die
Geistesgegenwart verloren. Wie ein alter erfahrener
Schiffer suchte er die Dachziegel, soweit er sie zu
erreichen vermochte, als überflüssigen Ballast ab-
zustößen. Als es am 14. November zu tagen be-
gann, befand er sich in einiger Entfernung vom
Kieler Hafen.

Gegen Mittag wurde er von einem, diesen
Hafen suchenden französischen Schiffe auf seinem
zerbrechlichen Fahrzeuge bemerkt.

Der wackere Capitain*) ließ sofort ein mit
vier Leuten bemanntes Boot aussetzen, welches mit

*) René Cabon, Capitain der französischen Brigg Loc qui-
rec aus Morlaix. Der wackere Mann hat in Anerkennung
seiner Hülf vom deutschen Kaiser den Kronenorden vierter
Klasse erhalten.

großer Mühseligkeit und Beschwerde den Knaben aufnehmen und an Bord bringen konnte.

Nachdem er hier die liebevollste Verpflegung und Behandlung genossen, wurde er nach Kiel gebracht und dem weiteren Schutz der Landesbehörde übergeben.

Von dort ist Jacob Friedrich Kruse nach Burg auf Fehmarn zurückgelangt und hier eine Vormundschaft über denselben eingeleitet worden.

Von allen Schreckensereignissen der Sturmfluth des 13. November v. J. ist aber gewiß keines so sehr als das seinige geeignet, die allgemeinste Theilnahme zu begründen.

Die wirksamste Art, in welcher nach unserem Ermessen diese Theilnahme geleistet werden kann, ist die, daß Fritz Kruse, welcher sich, seines schrecklichen Erlebnisses ungeachtet, entschlossen hat, sich der Seefahrt zu widmen, in eine, auch für diesen besonderen Zweck geeignete Bildungs- und Vorbereitungsanstalt gebracht wird, wodurch es ihm nur möglich wird, sich eine feste, gesicherte Lebensweise zu begründen.

Mit kleinen Mitteln ist unter Gottes Hülfe das gute Werk begonnen; viel aber, sehr viel ist noch übrig, um dasselbe in der begonnenen Weise fort und zu Ende zu bringen.

Wir treten deshalb mit der Bitte an unsere Landsleute, durch reichliche Beiträge unser Werk unterstützen zu wollen.

Burg auf Fehmarn, den 22. Januar 1872.

Der Obervormund: Amtsrichter **F. Sarau.**
Der Vormund: Rathmann **H. Wildenstein.**

Da seht den tapfren Jungen! Der alte Meerkönig und seine Töchter haben ihn doch nicht in ihr Reich hinabziehen können, und ein Schiffer will er werden.

Deutsche Jugend, hilf auch du, daß er es werde! öffne dein Sparkästlein und was du für Fritz Kruse darin übrig hast, schick' es dem Herausgeber dieser Blätter, er wird es treulich und mit freundlichem Gruß in die rechten Hände gelangen lassen.



u wanderst
in die Welt
hinaus
Auf dir noch frem-
den Wegen,
Doch folgt dir aus dem stillen
Haus
Der treusten Liebe Segen.

Ein Ende nahm das leichte Spiel,
Es naht der Ernst des Lebens;
Behalt' im Auge fest dein Ziel,
Geh' keinen Schritt vergebens.

Nimm auf die Schultern Last und Müh
Mit frohem Gottvertrauen,
Und lerne, wirkend spät und früh,
Den eignen Herd dir bauen.

Rath des Vaters an seinen Sohn.

Von

Julius Sturm.

Initial-Bignette von Paul Thumann.

Wer sich die Ehre wählt zum Hort,
Den kann kein Schalk verführen;
Gerader Weg, gerades Wort
Soll dich zum Ziele führen.

Halt hoch den Kopf, was dir auch droht,
Und werde nie zum Knechte;
Brich mit dem Armen gern dein Brod
Und wahre seine Rechte.

Treib nie mit heil'gen Dingen Spott
Und ehr' auch fremden Glauben,
Und laß dir deinen Herrn und Gott
Von keinem Zweifel rauben.

Und nun, ein letzter Druck der Hand
Und eine letzte Bitte:
Bewahr' dir treu im fremden Land
Des Vaterhauses Sitte.

Saat und Ernte.

Von Karl Gerok.

Original-Zeichnung von Joseph, Ritter von Zährich.

„Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.“ Pf. 126, 5.



X. J. K. OERTEL SC

Sämann, geh' in Gottes Namen
Und bestell' dein Ackerfeld,
Streu' auf Hoffnung deinen Samen
Und vertrau' dem Herrn der Welt;
Warte auf des Himmels Segen,
Bitt' um Sonnenschein und Regen,
Daß dir bald der Erntetag
Goldne Früchte bringen mag!

Mensch, geh' hin und säe Thaten
In den Acker deiner Zeit;
Deines Wohlthuns stille Saaten
Reifen für die Ewigkeit.
Darfst du heut' nicht Früchte schauen,
Lern' der Zukunft froh vertrauen;
Einst, wenn schon dein Hügel grün,
Kann dir noch dein Waizen blühn!

Dulder, geh' auf Dornenwegen,
Säe deine Thränenfaat;
Auch aus Trübsal blüht der Segen,
Schid' dich still in Gottes Rath.
Die gesäet unter Weinen,
Werden jauchzend einst erscheinen,
Bringen Freudengarben ein
Dort im ew'gen Sonnenschein!

Trauernd Herz, in Gottes Erde
Senk' dein köstlich Saat Korn ein;
Daß es einst verkläret werde,
Laß verwesen das Gebein.
Vor dem Sturm der Welt geborgen
Ruht es bis zum großen Morgen,
Wo unsterblich aufersteht,
Was wir weinend ausgesät.

Deutsche Volksfeste, Sitten und Gebräuche.

Das Brunnenfest in Popperode bei Mühlhausen in Thüringen.

Von

Julius Sturm.

Original-Zeichnung von **R. Schuster.**

Ich hatte unter lieben Freunden einen vielfach anregenden Tag in der vor Zeiten freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen verlebt, einer freundlich gelegenen, blauen Stadt, die an ihren zwei altherwürdigen Kirchen einen seltsamen Schatz besitzt. Der Dampfwagen konnte mich erst am andern Morgen heimführen, der Abend schien freundlich zu werden, und so wanderte ich dem hochgelegenen Weißen Hause bei Mühlhausen zu, das eine wunderbar schöne Aussicht gewährt. Auf dem Rückwege gelangte ich nach Popperode. Ich stieg einige Stufen hinab und befand mich an einer Stätte, wie sie sich nur immer ein Dichter, um zu singen und zu träumen, wünschen kann. Ueber mir breiteten uralte Linden ihre mächtigen Kronen aus, und vor mir lag ein großes mit Sandstein eingefasstes Bassin; neben diesem erhob sich ein seltsamer, mit Erfern verzierter Bau, dessen unterer Theil aus einer von Säulen getragenen offenen Halle bestand. Ich stand an der mächtigen Popperoder Quelle, die die Stadt Mühlhausen mit krystallklarem, erfrischendem Wasser versorgt. Diese Quelle tritt mit solcher Gewalt aus dem Schoße der Erde hervor, daß sie schon nach kurzem Laufe eine Mühle treiben kann. Einmal soll ein Kind in

das Bassin gefallen sein, ohne daß es unterinken konnte: die Quelle trug das Kind auf ihrer aufsteigenden Fluth. —

Als ich vor ihr stand, prangte sie in einem wahrhaft märchenhaften Schmuck. Tief in das klare, leise zitternde Wasser waren unzählige Blumensträuße versenkt, so daß das ganze Bassin eigentlich nur einen einzigen großen, von schimmernden Fluthen umspülten Blütenstrauß bildete. Keine Worte sind im Stande, die wunderbare Farbenpracht zu schildern, von der mein Auge sich nicht loszureißen vermochte; bis in die Tiefe hinab konnte ich jede Blume von ihrer Nachbarin unterscheiden, aber jede, selbst die Königin der Blumen, die Rose, zeigte sich wie verklärt; die Blumen schienen sich in Edelsteine verwandelt zu haben. — Ein wenig von dem Bassin entfernt trat mir eine andere, nicht weniger überraschende Erscheinung entgegen. Die Quelle bildete einen kleinen Teich, eingefast von dichtbelaubten Bäumen. Hier hatte die Natur in freiem Spiel sich in den Dienst der Schönheit begeben und unter dem Wasser einen Schmuck aus den zartesten grünen Wasserpflanzen geschaffen, der dem Schmucke von Menschenhand nichts nachgab. —

Meine Neugier war erwacht; ich mußte Näheres über diese Quelle und über das Brunnensfest Mühlhausens erfahren, das am Tage zuvor hier gefeiert worden war. Lag doch so viel echte Poesie in dem Ganzen. Ein neugewonnener Freund kam mir zu Hilfe und theilte mir das Nähere mit.

Ihren Ursprung soll die mächtige Quelle einem Erdbeben verdanken; zu ihrer Fassung aber und zur Errichtung eines Lustgebäudes gab die erste Ver-

Eilmar in Gegenwart des geistlichen Ministeriums und zahllosen Volks. Die Festordnung war folgende. Um zwölf Uhr Mittags versammelten sich die Glieder des Magistrats, des Stadtministeriums und des Municipalrathes auf dem Casino, die Lehrer und Schüler des Gymnasiums in dem Gebäude desselben. Nach dem Glockenschlag zwölf ertönte das Geläute aller Glocken. Die Lehrer und Schüler eröffneten den Zug unter dem Gesange „Zubelt laut in frohen



anlassung der Bürgermeister Fleischhauer, ein Rechtsgelehrter, dessen in Stein gehauene Abbildung in der Hauptkirche Mühlhausens zu finden ist. 1613 wurde der Grundstein gelegt, und nach mancherlei Unterbrechung am 18. August 1614 der Bau der Hauptsache nach vollendet.

Fleischhauer war unermüdet in Ausschmückung seines Lieblingsortes. Er starb 1621. Sein Schicksal war ein wechselreiches, er aber setzte dem Mißgeschick seinen Wahlspruch entgegen: „Im Unglück hab' ich Löwenmuth und trau' auf Gott, es wird bald gut.“ — Im Jahre 1714 wurde das erste hundertjährige Brunnens-Jubiläum gefeiert. Die Brunnensrede hielt der damalige Superintendent Dr. Georg Christian

Tönen“ u. s. w. Hierauf ertönte das Lied „Dich preis ich, Herr, mit Herz und Mund“ u. s. w.

Nach diesem Liede fiel die Musik ein, und unter ihren Klängen bewegte sich der Zug nach der Quelle. Die Schüler schlossen einen Kreis um das Bassin. Motetten und Arien wurden laut, der Rector las eine Sacular-Ode ab und Reden wechselten mit Gefängen. Unter Glockenklang trat Abends acht Uhr der Zug wieder in die Stadt ein, und das Lied „Nun danket alle Gott“ bildete den Schluß der würdigen Feier.

Das Jubellied von 1714, das für die Zeit seiner Entstehung charakteristisch ist, lautete:

Lobt Gott, lobt alle Gott,
Den Schöpfer dieser Erden,
Lobt ihn an diesem Ort,
Den er läßt feuchte werden;
Lobt ihn vor dieser Quell,
Die er in Hitze und Kälte
Gesund, frisch, reich und hell
Jahr aus Jahr ein erhält.

Lobt ihn mit Jubelschall,
Daß diese Wasser fließen
Zu unserm großen Nutz
Und mancherlei Ersprießen!
Lobt seine Güte und Treue,
Die uns so lange Zeit
Bergönnet unverdient
Hat diese Fröhlichkeit.

Lobt, lobet, lobet Gott
Mit Mund und mit Trompeten,
Daß er geholfen hat
Bisher aus allen Nöthen.
Lobt, danket, bittet Gott,
Daß unsre Gottes-Stadt
Bei ihrem Brunnlein blieb'
Sein lustig früh und spät.

Die Festhalle, die, wie schon erwähnt, aus dem Jahre 1614 stammt, trägt die Inschrift:

Gregorius Fleischhau Consul Conradus et Ebnaw
Consul ad hos latices hanc posuere domum.
Hic animum recreet quicumque advenerit hospes,
Munificum grato laudet et ore deum.

Zu deutsch:

Gregorius Fleischhau und Conrad Ebnaw die Consulu
Haben erbauet dieß Haus hier an dem sprudelnden Quell.
Hier mag jeglicher Gast, der naht, das Herz sich erquicken
Und mit dankendem Mund loben den gütigen Gott.

In früherer Zeit standen an den Wänden lateinische Sprüche, die an die Wunderwerke des Schöpfers erinnerten; jetzt finden sich an Stelle derselben folgende Sprüche aus der heiligen Schrift.

In der Mitte lesen wir: „Gott, du lässest quellen Brunnen und Bäche, und lässest versiegen starke Ströme.“ Psalm 74, 15. Darunter steht: „Wer dieses Wasser trinket, der wird wieder dürsten; wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, der wird ewiglich nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.“ Ev. Joh. 4, 13. 14. Die rechte Seite der Halle trägt den Spruch: „Eines weisen Mannes Lehre fließt daher wie eine Fluth und wie eine

lebendige Quelle. Des Narren Herz ist wie ein Topf, der da rinnet und kann keine Lehre halten.“ Sirach 21, 16. 17. Auf der linken Seite lesen wir: „Gott, du suchest das Land heim und wässerst es und machst es sehr reich. Gottes Brunnlein hat Wassers die Fülle.“ Ps. 65, 10.

Im Jahre 1814 wurde das zweite Brunnensjubelfest in ähnlicher Weise gefeiert. Aus diesem Jahre haben sich einige fromme Lieder erhalten. Wie volksthümlich das Fest war, dafür zeugt, daß Mühlhauens Hans Sachs, der Schuhmacher Rinneberg, mit einem Liede das Fest feiern half und recht sinnig sang:

Einst, wenn der Quell uns nicht mehr fließt
Und unser Aug am Ziel sich schließt,
Dann preisen wir im höhern Ton
Dich Urquell dort vor deinem Thron.
Ja, laß Gott die hier vor dir stehn,
Dich einst im hellern Lichte sehn.

Dieses Brunnensfest wird noch heutiges Tages im Juni und zwar, wenn es das Wetter erlaubt, an einem Montage gefeiert. Den Anfang macht das Knabenbrunnensfest. Noch vor kurzer Zeit feierten es die Lehrer und Schüler des Gymnasiums gemeinsam mit den Lehrern und Schülern der höhern Bürgerschule und der Knabenbürgerschule; jetzt wird es nur noch von den Lehrern und Schülern der Bürgerschule begangen. Die Knaben tragen Blumensträuße, die an mit Steinen beschwerte Stöcke festgebunden sind, und diese senken sie in den Brunnen, wo dieselben unter dem klaren und kühlen Wasser sich lange völlig frisch erhalten. Acht Tage darauf halten die Mädchen ihr Brunnensfest, und zwar in Weiß gekleidet mit Blumenkränzen im Haar. Diese legen einen Blumenstern auf das Bassin, der die ganze Oberfläche des Wassers bedeckt. In ähnlicher Weise feiern auch die Vorstädte der Reihe nach ihre Brunnensfeste an der „Breitsulze“, der zweiten Quelle, durch welche die Oberstadt mit Wasser gespeist wird. Bei allen diesen Brunnensfesten werden Neben- und Lieder laut, und nach der eigentlichen, ersten Feier giebt man gern der jugendlichen Heiterkeit Raum.

Je seltener bei uns die Volksfeste werden, um so mehr muß man wünschen, daß die Stadt Mühlhauens an der Feier ihres echt deutschen und sinnigen Volksfestes festhalte; denn ein Volksfest im edelsten Sinne des Wortes ist dieses Brunnensfest, ein Dankfest für eine der edelsten Gottesgaben: das Wasser.

Lebensabend.

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Text von Friedrich Oldenberg.



Großmutter, bist du auch einmal klein gewesen?
Sind deine Haare da braun oder blond gewesen?
Bist du lustig im Garten heruntergetrabt?

Großmutter, hast du auch eine Puppe gehabt?
Sag', werd' ich auch eine Großmutter werden?
Großmutter, kann man nicht jung bleiben auf Erden?

„Der alte Bekannte; eine Malerreise in Bildern,“

hat Herr Oscar Pletsch sein neuestes Werk genannt, und diesem Werke ist obiges Bild als Probe entnommen. In einer der nächsten Wochen wird „Der alte Bekannte“ zur Freude von Jung und Alt sich bei seinen vielen Freunden anmelden lassen und sicher aller Orten willkommen sein.

Die deutsche Natur im Kreislaufe des Jahres.

Von

Karl Rus.



Im Oktober.

Bei aller Einsamkeit
Will doch das Blümchen leben,
Noch keinen Abschied geben
Der kalten Jahreszeit.

Es schaut in's Sonnenlicht,
Und fühlt sich recht geborgen,
Und denkt an jedem Morgen:
Mein Abend kommt noch nicht.

Hoffmann von Fallersleben.

Klar und golden ist der Morgen angebrochen. Die leichten zarten Nebelschleier, welche in der Frühe über dem Thale lagen, wurden von den ersten Strahlen der Morgensonne verscheucht und aufgelöst. An Halmen und Blättern erfunkeln kleine Eiskristalle — als wirkliche Brillanten vom reinsten Wasser. Weithin vermag der Blick zu schweifen und, Dank der schönen vollen Herbstbeleuchtung! können wir die Gegenstände fast bis zum Abschluß des Gesichtskreises hin so klar unterscheiden, wie zu keiner andern Jahreszeit.

In den buntesten Farben prangen jetzt die Bäume,

und wenn wir in die weiten Hallen des Hochwaldes treten, so bietet sich uns das immer neue und schöne Naturschauspiel des Herbstes — der Laubfall. Eben so mannichfaltig verschieden als die Farben der vergilbenden Blätter sind auch die Bewegungen ihres Hinabsinkens; und wenn die jungen Naturfreunde Sinn und Verständniß für solche Betrachtungen haben, so können sie wohl stundenlang sich am Schauen dieses anmuthigen Herabkreisels erfreuen — und Belehrungen daraus schöpfen, einerseits über die große Verschiedenheit der Blätterformen und andererseits über die daraus sich ergebende Art und Weise ihres Falles.

Ein deutscher Naturkundiger (der leider zu früh gestorbene Berthold Sigismund) schildert den Laubfall in Folgendem: „Nun beginnt der Vorgang, welcher seit dem alten Homer, der schon die Geschlechter der Menschen mit den fallenden Blättern verglich, so viele sinnige Herzen tief ergriffen hat, das Fallen des Laubes. Ohne von einem Lufthauch berührt zu sein, löst sich sanft und leise ein Blatt nach dem andern vom Zweig ab und fällt — nein, dieser physikalische Ausdruck, der auch auf den plump niedersinkenden Apfel paßt, ist zu schwerfällig — schwebt und tanzt im wunderschönen Ringelreihen zur Erde nieder, und zwar hat jede Baumart ihren verschiedenen Blättertanztanz. Die herzformigen Blätter der Linde, die sich so früh zur Erde begeben, schwingen sich anders ab, als die lappigen Blätter des Ahorns oder die handförmigen Fächer der Kastanie. Bei allen beschreibt die Bahn eine zierliche Spirale oder Federgewinde (Federrundung), aber die Windungen derselben haben, je nach den Gesetzen des Gleichgewichts, welches zwischen Stiel und Blattfläche stattfindet, bei allen ihren eigenen Weg. Indes auch von demselben Baume fällt kein Blatt ganz in derselben Weise, wie seine Genossen. Das größere durchläuft seinen letzten Gang rascher; ein vom Reif beschwertes kommt auffallend schneller zur Erde; ein drittes fällt auf einen Zweig, rastet dort eine Zeit lang und begiebt sich dann in Gesellschaft mehrerer Gefährten, die es durch sanfte Verührung zum Hingang angeregt, zum Boden nieder. Stunden lang könnte man zusehen und würde immer neue schöne Fallbewegungen gewahren.“ —

Im Weitergehen rauscht das rothe und gelbe Laub schon unter unsern Füßen, und wir erschrecken fast über seine hohlen, weithin schallenden Töne. Weder die lachende Oktobersonne noch alle übrigen lieblichen Launen des sogenannten „Altweibersommers“ können die Wehmuth stillen, welche gerade in diesem sprechendsten Herbstzeichen uns beschleicht.

Wenn auch alles Pflanzenleben überhaupt jetzt mit Riesenschritten seinem Abschluß für lange Zeit entgegengeht, so giebt es doch noch immerhin auf's neue sich erschließende Blumen in verhältnißmäßiger Fülle. Es sind freilich größtentheils nur jene kleinen, unscheinbaren Blümchen, von denen eine Anzahl das ganze Jahr hindurch ihre bescheidenen Blüten entfalten und deshalb den Namen zeitlose Blumen verdienen. An den noch ungemäht gebliebenen Rändern der Wiesen lacht uns hier und da noch eine Löwenzahnscheibe (Butterblume) entgegen, häufiger sind im feuchten Grunde die Maßlieben oder Tausendschönchen, weiße Sternchen der Vogelmiere, weiße, blaugeaderte Blümchen des quendelblättrigen Ehrenpreißeß, röthliche Aehren des Knöterichs, auf trockenen Tristen noch wohl blaue Enzianen so wie violette Herbstzeitlosen, gelb-

Deutsche Jugend. III.

liche Zimmerschön-, röthliche Reiherschnabel- und goldene Goldhaarbäumchen.

Auch das Thierleben unserer heimatlichen Natur verringert sich in diesem Monat in bedeutsamer Weise. Die letzten Singvögel brechen auf, die Lerchen von den Feldern, die Staare von den Wiesen, die wenigen noch hiergebliebenen Schwalben, Rothschwänzchen, Baumfalken und Wildtauben. Schon kommen hochnordische Wintergäste bei uns an, Schwärme von Drosseln, Bergfinken, Zeisigen und anderen Finkenvögeln huschen durch die Waldungen und halten sich hier und da einige Tage auf. Viele unserer Strichvögel, wie Hänflinge, Meisen, Wildenten und Wildgänse wenden sich ebenfalls südwärts, von nordischen Wasservögeln sind hier und da die Seen und Flüsse in großen Schaaren belebt.

Zahlreiche Vierfüßler, wie Fledermäuse, Haselmäuse, Hamster, Murmelthiere und Siebenschläfer bereiten sich zum Winterschlaf vor. Immer stiller wird's im Walde, und wenn nicht die Locktöne der wandernden Zugvögel im Gebüsch, sowie hin und wieder die heiseren Schreie der Heher sich hören ließen, könnte man den ganzen Wald als ausgestorben erachten.

Die Familien der Lachsische oder Salmen, die Forellen und einige andere beginnen zu laichen. Die Amphibien oder Kriechthiere suchen immer mehr die Orte auf, an denen sie den Winter schlafend überdauern. Ebenso ist die ganze Mannichfaltigkeit und Fülle der kleinsten Welt, der Kerbthiere oder Insekten, bis auf wenige einzelne Erscheinungen schon zur Ruhe gegangen; von diesen letzteren sehen wir hier und da wohl noch einen Trauermantel, Admiral oder andere Schmetterlinge, namentlich aber den Frostspanner, sowie auch Wespen und Hornissen umherschwärmen. Das Weibchen des Frostschmetterlings, welches in der Dämmerung flattert, legt seine verderbenbringenden Eier an die Knospen der Obstbäume.

Der Landmann hat jetzt mit der Bestellung des Ackers und dem Beschluß der Winterausaat zu thun; besonders nimmt ihn aber die Ernte der Kartoffeln, allerlei Rüben und der übrigen Wurzelgewächse in Anspruch. Ein Jubelfest gewährt die Weinlese, zu deren Feier an den Abenden Freudenschüsse knallen, Schwärmer und Raketen zum tiefblauen Himmel emporgeschossen werden. Auch die Hopfenernte ist im Gange.

Im Haus- und Blumengarten giebt es jetzt reichliche Arbeit, denn alle Topfgewächse, welche im Freien gestanden, müssen in die Zimmer gebracht, Georginen- und andere Knollen aufgenommen und viele ausdauernde Gewächse bereits gegen den Frost verwahrt werden. Ebenso wie auf dem Felde wird auch im Garten die Ernte beendet; im Obstgarten wird besonders das Verpflanzen der Bäume ausgeführt.

Im Walde ist die Samenreife der meisten Bäume eingetreten, der Buche, Eiche, Erle, Esche, Fichte, Kiefer, Linde, des Bergahorns u. a. Ihre Sämereien werden jetzt gesammelt und meistens sogleich wieder ausgesät, mit Ausnahme der Bucheln, Eichel und Eschensamen, welche man in Erdgruben aufbewahrt. Junge Stämmchen werden verpflanzt. Nadelholzbäume, welche gefällt werden sollen, müssen jetzt angeschlagen werden, denn zu Ende dieses Monats beginnt im Hochwalde der Holztrieb. Um die Raupen der Kiefernspinner, Forleulen u. a. Nadelholzseinde, sowie auch die Mäuse zu vertilgen, werden Schweine in den Wald getrieben.

Großartige Jagden beginnen jetzt. Hasen und Wildschweine, Wildgänse und Wildenten, Trappen und verschiedene Raubvögel werden geschossen, Dachs ausgegraben oder bei Nacht gehezt. Wilde Kaninchen werden mit dem Frettchen gejagt. Jetzt ist der Herbstzug der Waldschnepe am stärksten. Damhirsche werden nicht mehr geschossen.

Auch die Rebhühnerjagd wird noch immer eifrig betrieben. Der Künstler führt uns dieselbe in einer Weise vor Augen, wie sie wohl nicht selten zufällig ausgeübt wird. Ein Raubvogel, ein Falk, der Hühnerhabicht, verfolgt ein Bülkchen Rebhühner, welche sich in Todesangst unter das niedere Gebüsch und Gestrüpp des Rains oder unter das dicke Gras eines Brachfeldes gedrückt haben. Unermüßlich schwebt der Raubvogel über den geängstigten Hühnern, bereit, bei der geringsten Bewegung eines zum Opfer zu erfassen. Sie haben indessen gute Verstecke und würden daher wohl entkommen, allein da nahen noch andere, furchtbarere Feinde. Ein Jäger mit seinem Hunde kommt eilig über's Feld hierher, denn er weiß wohl, daß der Habicht gutes Wild vor sich hat. Während er den Raubvogel zu jeder andern Jahreszeit verfolgt und tödtet, läßt er ihn hier ganz unbehelligt, denn derselbe soll ihm zu einer einträglichen Jagd verhelfen. Der Falk, welcher den Jäger sonst in weitester Entfernung flieht, ist jetzt so gierig, daß er ihm nur nothdürftig ausweicht; er hält sich immer unmittelbar über dem Hunde. Jetzt nahen sie den armen Hühnchen. Die ersten stößt der Hund empor; eins davon ergreift sofort der Falk, zwei andere schmetternd die Schüsse des Jägers nieder, worauf der Falk das seinige, über die donnernden Schüsse erschrocken fallen läßt. Dennoch zieht der freche Räuber keineswegs von dannen, sondern er ist den übrigen davon geflogenen Hühnern gefolgt und schwebt dort, wo sie sich niedergelassen und versteckt haben, wieder über ihnen — ein willkommener Wegweiser

für den Jäger. So wiederholt sich die Verfolgung der Rebhühner so lange, bis sie fast sämmtlich erschossen oder von dem Hühnerhunde und dem Falk erwürgt, an der Jagdtasche des Jägers hängen. Dann muß endlich der gierige Räuber Falk doch leer abziehen und noch froh sein, wenn er nicht schließlich ebenfalls von den zerschmetternden Schrotten ereilt wird.

Die Abbildung zeigt uns auf dem Rain noch üppige Herbstblumen, namentlich Dolden- und Bereinsblütler, wie Kälberkopf, Eichorien, Kletten, Karden u. a., ferner rankende Brombeersträucher mit reifen Beeren und wilden Rosenstrauch, mit den rothen Hagebutten, den Früchten der Hundrose geschmückt. Seitwärts sind die ersten Herbstzeitlosen hervorgeschossen. Unterhalb des Gestrüpps treibt noch ein anderer Jäger eifrig sein Wesen: der Igel ist es, welcher auf Mäusejagd ausgeht und diese argen kleinen Nager wader bescheidet.

Immer reichlicher kommt das Wildbret in die Küche und liefert eben so wohlschmeckende, als nahrhafte Braten. Pfirsiche und Pflaumen bieten roh oder gekocht köstliche Gerichte; allen übrigen Früchten voran aber steht die reife Weintraube, welche nicht allein für Gesunde, sondern auch für Leidende ein wahres Labfal bietet.

In den länger werdenden Nächten zeigt sich der Sternenhimmel in immer größerer Pracht. Die Milchstraße hat ihren höchsten Stand erreicht und zieht sich von Südwesten nach Nordosten über den ganzen Himmelsbogen. Die Sternbilder des Widders und des Stiers sind schon etwas höher emporgestiegen, und das Sternbild des Skorpions, welches inmitten beider Zweige der Milchstraße steht, ist im Westen bereits untergegangen. Die Mannichfaltigkeit der prächtig leuchtenden Sterne wird jetzt so groß, daß es schwer hält, einzelne besonders hervorzuheben.

Noch flimmern die Fäden des fliegenden Sommers in der klaren Luft. Hier und da schwirrt ein Käferchen, flattert ein Schmetterling oder hüpfet eine Grille, und insbesondere der Herbstmorgen dünkt uns schön in den Eingangs geschilderten freundlichen Erscheinungen, mit denen die milde Jahreszeit gleichsam Abschied nimmt für lange, lange Zeit. Doch immer dichter und häufiger steigen die feuchten Nebel aus den Gründen empor, immer rauher bläst uns der Wind entgegen und bringt unheimlichen Staubregen oder wohl gar schon Flodenschauer. Da flüchten auch wir von hinnen, wie die zarte Vogelwelt, und suchen Schutz im traulichen Heim, zuweilen schon am geheizten Ofen.

Die Spazierfahrt.

Von

Franz Bonn.

Zu einem Bilde von Hugo Bürkner.



Luftig auf der glatten Straße
Fährt des Amtmanns Equipage,
Und im gleichen Takte schallet
Hell der muth'gen Pferde Hufschlag.
Auf dem Boche führt die Zügel,
Bebend schier, des Amtmanns Zunge,
Der die Ferien zu genießen
Gestern aus der Stadt gekommen.
Selbst bisher ein muthig Köhlein,
Das der Lehrer Zügel spürte,
Darf er heut zum ersten Male
Seines Vaters Kofse lenken!
Gerne möcht' der jüngre Bruder,

Neidisch auf den ältern blickend,
Auch an dessen Plage sitzen
Und ein wenig mitkutschiren.
Doch die älteste der Schwestern,
Deren drei, wie stolze Damen,
In des Vaters Wagen sitzen,
Hält besorgt an seinem Kleidchen
Fest den kleinen jungen Bruder.
Ist es ihnen Angst genug doch,
Daß nicht Paul, der treue Kutscher,
Sondern Emil, der Lateiner,
Heut die muth'gen Kofse lenket.
Unbegründet ist die Angst zwar,

Denn es wendet Paul, der Kutscher,
Von den Zügeln nicht das Auge,
Wohl gefaßt, im Augenblicke
Jegliche Gefahr zu wenden.
Luft'ge Fahrt! die Eltern haben
Lange nachgeschaut den Kindern,
Bis das Fuhrwerk, dem zur Seite
Caro leucht, der treue Haushund,
Ihrem Auge war entschwunden.
Und zur Mutter sprach mit Lächeln
Lichten Blicks der frohe Amtmann:
„Glücklich dürfen wir uns preisen,
Fünf gesunde frische Kinder!
Wie sie fröhlich auf der Straße
Hin im stolzen Wagen fliegen!
Ist doch unser ganzes Leben
Eine Fahrt! Gleich flücht'gen Rossen
Reißt uns fort der Flug der Jahre
Und dem Ziele nah und näher,
Wo der Tod mit kalter Stimme
Jeden auszuheizen nöthigt.
Glücklich, wem, wie unsern Kindern,
Froh beginnt des Lebens Reise!
Viele müssen sich in Trübsal
Auf der staub'gen Straße plagen,
Mancher gar gelähmt im Graben
Streckt bettelnd seine Hände!“
Und die Mutter, selig lächelnd,
Drückt stumm, verständnißsinnig,
Fest die Hand dem lieben Gatten.
Fern und immer ferner rollend
War das Fuhrwerk längst entschwunden
Ihrem Blick. Es schritt der Amtmann

Langsam in den schatt'gen Garten,
Den ein stattlich Eisengitter
Von der stillen StraÙe scheidet.
In das Haus, das wohlbestellte,
War zurückgekehrt die Mutter. —
Als die Kinder heimgekommen
Selig von der Fahrt und jubelnd
Ihre Seligkeit erzählten,
Zaudzten auch beim armen Nachbar
In der Stube froh die Kinder,
Ihrer sieben, denn es war ja
Eine gute Fee erschienen,
Die sie alle reich beschenkt hat.
Wer die gute Fee gewesen,
Könntet ihr wohl leicht errathen,
Könntet sehen ihr, wie selig
Die Frau Amtmann ihren Jüngsten
Unter Küssen an sich drückt,
Der sofort die Stimmung nützend
Also schmeichelt: „Liebe Mutter,
Nächstens darf ich auch kutschiren.“
Und zu Emil, dem Lateiner,
Der sich kindisch prahlend rühmet,
Wie er ohne umzuwerfen
Ganz allein die Rosse lenkte,
Spricht der Amtmann so mit Lächeln:
„Ja, du bist ein ganzer Kutscher!
Greife muthig, wenn du groß bist,
Auf der Fahrt auch deines Lebens
In die Zügel, so wie heute,
Und wie heute wirst du glücklich
An der Heimath Ziel gelangen!“

Goldne Dichterworte.

Zwei Sprüche von Johann Wolfgang Goethe.

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist,
Lerne schnell besorgen
Weil du noch munter bist.

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirfst du heute kräftig frei,
Kannst du auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Das lustige Schwesterlein.

Fröhlich, mein Bräuderlein;
Wer wird verdrießlich sein!
Regnet's ohn' Unterlaß,
Macht es auch draußen naß,
Sigen doch wir
Trocken im Kämmerlein hier.

Morgen ist auch ein Tag,
Und in dem grünen Hag
Wird es im Sonnenschein
Nur um so schöner sein,
Blicken bethaut
Blumen und Blätter und Kraut.

Husch dann aus Fach und Dach
Lustig zum Rauschebach!
Wird sich dein Mühlchen drehn,
Wenn hoch die Wellen gehn,
Munter klipp, klapp,
Löf' ich im Mahlen dich ab.

Hurtig dann wie der Wind
Wahl' ich mein Mehl geschwind,
Daß nicht zur Essenszeit
Hungrig mein Püppchen schreit;
Du hudepad
Trägst dann das Mehl in dem Sack.

Karl Reinhold.

Vaer de Gaern. Von Klaus Groth.

V.



Wohlgeschmeckt.

En Pannfoken inne Pann,
Grot genug vaer tein Mann!
Keen Stunn achteran,

Weet keen Minsch mehr dervan.
Kein Fatt un All fatt!
Morgen ward gut Wedder.

Ein Pfannkuchen in der Pfanne — groß genug für zehn Mann! — Keine Stunde hinterher — weiß Niemand mehr davon. —
Keine Schüssel — und Alle satt! — Morgen wird gut Wetter.

Räthsel.

Von

Karl Simrok.

(Volkbräthsel und Räthselfragen.)

1. Welche Jungfrau trägt immer ein weißes Kleid?
2. Welcher Mann tritt so stark auf, daß man seine Tritte in der ganzen Stadt hört?
3. Niemand kann sagen, wer ich bin, als ich selbst.
4. Was kann kein Mensch wieder erzählen?
5. Wer bringt zum Essen immer den Löffel mit?
6. In welcher Schule wird nicht gelehrt?
7. Welches Eisen wird nicht geschmiedet?
8. Was hat tausend Augen und sieht doch nicht?
9. Welches Thier hat vier Beine und vier Hände?
10. Wer lebt vom Essen und stirbt, wenn er allein isst?
11. Welcher Bock hat keine Hörner?
12. Welcher Fuß hat keine Zehen?
13. Welches Bett hat keine Federn?
14. Wer ist klüger, der Arzt oder der Dieb?
15. Warum stößt man mit dem Wein an?
16. Was macht der König zuerst, wenn er aufsteht?
17. Welcher ist der schlechteste Musikant?

Von

Wilhelm Osterwald.

Barfuß zu Bett die ersten gehn
So in der Stadt wie auf dem Land,
Jung niedlich, später dumm genannt,
Zumal wenn sie es blißen sehn;
Doch helfen sie manch klugem Schreiber
Mit einem Theile ihrer Leiber.

Die letzten sind der Augen Lust,
Wo immer wir sie mögen sehn,
Im Thal, im Wald und auf den Höhen,
Als Schmuck des Haars, als Schmuck der Brust,
Und sind sie uns verschwunden gar,
Dünkt's uns die schlimmste Zeit im Jahr.

Das Ganze ist der letzten eins,
Das nach den ersten ist benannt.
In ganz Europa ist's bekannt,
In jedem Dorf gemein wie feins,
Und doch beliebt als der Natur
Bescheidner Liebling auf der Flur.

Von

Karl Reinhold.

(Räthselgedicht.)

Schmerz brachte dir mein Kommen,
Doch hat dein Mütterlein
Mich jubelnd aufgenommen,
Ob ich auch winzig klein.

Für dich muß ich mich plagen,
Drum pfleg' und schone mich;
Schwer hättest du zu tragen
Am Leben ohne mich.

Und muß von dir ich scheiden,
Dann sei nicht ungerecht,
Wenn du mußt Schmerzen leiden
Um einen alten Knecht.

Von

Gustav Pfarrus.

Die beiden Ersten gehn
Hervor aus Schmerz und Leid,
Die Dritte sich vollzieht
In Lust und Heiterkeit,
Durch's Ganze stellt man uns
Handgreiflich, wunderbar,
Im Schmuck der Poesie
Den Ernst des Lebens dar.

Von

Terzel.

Dreifilbige Charade.

Meiner ersten Silbe leih'
Nur ein einzig Zeichen,
Meiner zweiten deren zwei,
Vier zur dritten reichen.
Eins ist fast ein Schredendrus,
Zwei mit e verneinend,
Und das Dritte selbst erschuf
Geist, mit ihm sich einend.
Wenn du groß wirst und Soldat,
Wird dich's Ganze schmücken;
Nun mein Knabe, nun errath'
Mich in allen Stücken.



von

Robert Löwike.

I.

Es giebt eine zweiziffrige Zahl von folgender Beschaffenheit: Multiplicirt ihr die beiden Ziffern, deren Unterschied gleich 0 ist, mit einander, so erhaltet ihr eine Zahl, welche dreimal so groß ist, als die Quersumme der gedachten.

Wie heißt die gedachte Zahl?

II.

Ich kenne eine andere zweiziffrige Zahl, deren Werth viermal so groß als ihre Quersumme ist. Die Ziffer rechts ist um eben so viel kleiner als 10, als die Quersumme größer als 10 ist.

Wie heißt die gedachte Zahl?

III.

Es giebt zwei Zahlen von folgender Beschaffenheit: Zieht ihr von denselben 8 ab, so verhalten sich die Reste wie 5 zu 3. Fügt ihr aber zu denselben 7 hinzu, so verhalten sich die Summen wie 10 zu 7.

Wie heißen diese Zahlen?

IV.

Ich kenne eine dreiziffrige Zahl, deren Quersumme doppelt so groß als die mittlere Ziffer ist. Die Ziffer rechts ist um 3 größer als die Ziffer links. Vertauscht ihr die Ziffer links mit der Ziffer rechts, so erhaltet ihr eine neue Zahl, welche um 11 kleiner ist als das Dreifache der ursprünglich gedachten.

Wie heißt die ursprünglich gedachte Zahl?

V.

Ich kenne eine dreiziffrige Zahl, deren mittlere Ziffer doppelt so groß als die Ziffer links ist. Die Quersumme der gedachten Zahl beträgt 13. Vertauscht ihr die Ziffer links mit der Ziffer rechts, so erhaltet ihr eine neue Zahl, welche um 1 größer ist als das Dreifache der ursprünglich gedachten.

Wie heißt die ursprünglich gedachte Zahl?

VI.

Grethe ist jetzt dreimal so alt als ihre jüngere Schwester Käthe. Vor vier Jahren war Grethe siebenmal so alt als Käthe.

Wie alt ist jetzt jede der beiden Schwestern?

VII.

Als im letzten Winter eine Sturmflut einen großen Theil der Bewohner unsrer Nord- und Ostseeküste mit einem Schlage an den Bettelstab brachte, da drang die Kunde von dem Unglück durch unser ganzes Vaterland und fand ihren Weg fast in jedes Haus und jedes Herz. Viele Hände waren sogleich zu helfen bereit, und viele von euren Sparbüchsen haben ihren ganzen Inhalt oder doch einen großen Theil davon hergegeben. Auch Julius und Arthur hatten ihren Vater um Erlaubniß gebeten, etwas zur Linderung der Noth beitragen zu dürfen. Als sie den Inhalt ihrer Sparbüchsen durchzählten, fand es sich, daß Julius 14 Thaler mehr hatte, als sein jüngerer Bruder Arthur. Beide gaben gleichviel für die Verunglückten her, nämlich jeder 15 Thaler. Als sie dann wieder ihre Baarschaften zählten, hatte Julius dreimal so viel Geld als Arthur.

Wie viel Thaler hat vorher jeder der beiden Brüder in seiner Sparbüchse gehabt?

VIII.

An dem Fuße einer Mauer von 365 Centimeter Höhe saß eine Schnecke und fing an die Mauer hinaufzukriechen, aber nicht senkrecht in die Höhe, sondern in schräger Richtung, so daß ihr Weg mit einer wagerechten Linie einen Winkel von 30 Grad bildete. Am ersten Tage legte sie eine Strecke von 80 Centimeter zurück, glitt aber am Abend wieder 10 Centimeter senkrecht herunter. Am zweiten Tage setzte sie ihren Weg in derselben schrägen Richtung wie am ersten Tage fort. Wieder legte sie eine Strecke von 80 Centimeter zurück und glitt auch am Abend dieses Tages wieder 10 Centimeter senkrecht herunter; ebenso am dritten, vierten und an allen folgenden Tagen.

Am wievielten Tage wird die Schnecke oben den Rand der Mauer erreicht haben?



Auflösung der Räthsel in vorigem Heft.

I. Räthsel von Friedrich Oldenberg.

- 1. Geld, Gebuld.
- 2. Verlangen, Erlangen.
- 3. Patron, Patrone, Matrone.

II. Räthsel von Johann Meyer.

- 1. Admiral.
- 2. 1 2 3 4 5 Kehl, 1 2 3 4 Kehl, 1 4 2 5 Klee.
- 3. Krippe, Rippe.

Auflösung der Knackmandeln von Heinrich Viehoff in vorigem Heft.

I.	II.	III.
T R A B	S A R G	M A R K
R O M A	A M O R	A M O R
A M O R	R O M A	R O M A
B A R T	G R A S	K R A M
IV.		
R A A B	B A A R	
A N N A	A D D A	
A N N A	A D D A	
B A A R	R A A B	
V.		

Ein Kriegsgericht.

Von

Fedor Kliner.



Rußnader, weil das Kriegsgericht
 Dich schuldig hat erfunden,
 So stehst du da, armsel'ger Wicht,
 Die Augen fest verbunden.

Du knacktest nicht die schöne Ruß,
 Und thatest mir's zum Hohne;
 Drum trifft ein wohlgezielter Schuß
 Dich jetzt aus der Kanone.